

Gute Geister

Wenn die Vergangenheit ihre Schatten auf die Gegenwart wirft, helfen klar formulierte Gedanken

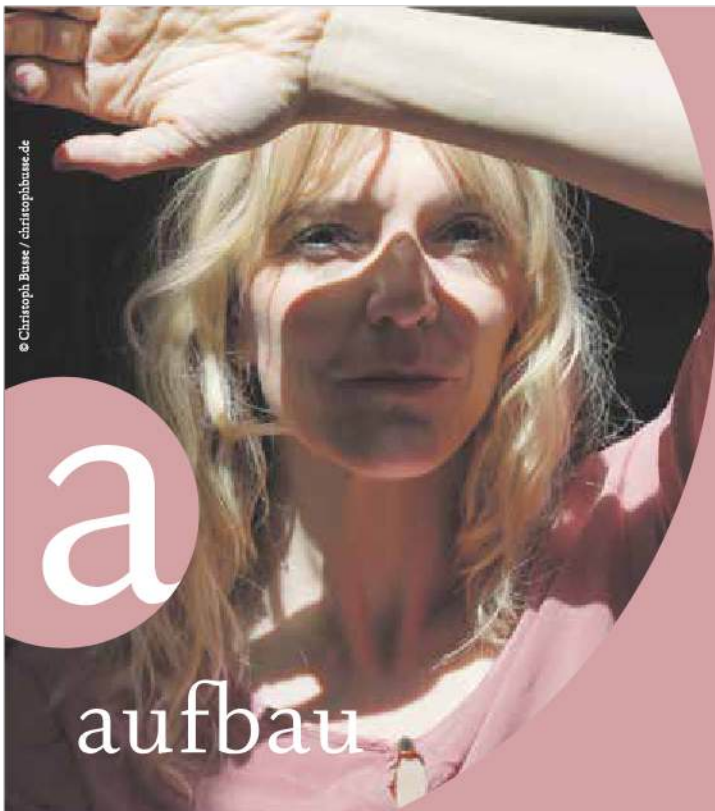


Verband eine
innige Lebens-,
Liebes- und
Arbeits-
partnerschaft
miteinander:
die Schriftstel-
ler:innen Paul
Auster und
Siri Hustvedt
Foto: Bruce
Davidson/
Magnum
Photos/
Ostkreuz

Neue Bücher von

Judith Hermann,
Carla Hinrichs,
Judith Holofernes,
Siri Hustvedt, Michal
Hvorecký, Hasan
Kikić, Rinah Lang,
Dorota Masłowska,
Sophia Merwald,
Quinn Slobodian,
Eva von Redecker,
Christoph Ribbat,
Lukas Rietzschel,
Kuku Schrapnell,
Ben Tarnoff,
Curtis Sittenfeld,
Ronen Steinke,
Yasemin Toprak,
Michael Wildenhain

12 Seiten



a

aufbau

»LILLI TOLLKIEN
SCHREIBT MIT
EINER WUCHT,
DIE MAN KAUM
ERTRÄGT – UND
GERADE DESHALB
LESEN MUSS.«

Mareike Fallwickl



www.aufbau-verlage.de

Mehr
zum Buch



editorial

In dieser literataz

Nichts als Gespenster beschwor die Meisterin der kurzen Form Judith Hermann für gewöhnlich in ihren Erzählungen. In ihrem neuen Buch legt sie das Besteck an ihren SS-Großvater an. Ist dafür das Messer wirklich scharf genug? Oder schneidet man sogar zu viel ab, wenn man wie Lukas Rietzschel in einem Roman die ganze DDR im Kleinen erzählen will?

Sie sind auf jeden Fall in dieser literataz präsent, die Gespenster der Vergangenheit, und nicht nur als gute Geister, wie die titelgebenden, schillernden Ostküsten-intellektuellen Siri Hustvedt und Paul Auster.

Statt nur die Vergangenheit zu beschwören, analysiert Eva von Redecker die Gegenwart, die im populären „Drang nach Härte“ neue Faschismen hervorbringt. Etwa den technolibertären „Muskismus“, der nach Kontrolle über unsere Gehirne strebt, wie Quinn Slobodian und Ben Tarnoff in „Aufstieg und Herrschaft eines Technoking“ nachzeichnen.

Gegen Manipulation wehrt sich eine Gesellschaft am besten durch öffentliche, von vielfältigen Argumenten getragene Debatten. Doch was tun, wenn die Meinungsfreiheit ernsthaft in Gefahr ist, wie Ronen Steinke warnt? Vielleicht hilft es, erst mal den eigenen Kopf zu sortieren – um, befreit von Hormonnel und Tabus, politisch klarer zu sehen, wie Rina Lang in ihrem Menopausencomic?

Klarheit gewinnen und das gute Leben für alle nicht aus dem Blick zu verlieren – das wünschen wir Ihnen bei der Lektüre der von uns ausgewählten Frühjahrsbücher! Nina Apin, Julia Hubernagel

Impressum

Redaktion: Nina Apin, Ulrich Gutmair, Julia Hubernagel, Dirk Knipphals
Fotoredaktion: Christian Jungeblodt
Layout: Christiane Voß
Anzeigen: Tina Neuenhofen
taz die tageszeitung taz
Verlags- und Vertriebs GmbH | Friedrichstraße 21 | 10969 Berlin
V. i. S. d. P.: Ulrike Winkelmann

Unerhört links und continental

Mit „Ghost Stories“ hat Siri Hustvedt ein literarisches Vergissmeinnicht geschrieben, voll aufrichtiger Liebe für den Menschen Paul Auster und seine Gedanken

Von Yannic Walter

Die Trauer teilt Symptome mit der Angst, bemerkte der irische Schriftsteller C. S. Lewis nach dem frühen Krebstod seiner Frau Joy Davidman. Sie kratzt das Menschliche aus uns heraus, macht den Körper zum „leeren Haus“, in dem die plötzliche Abwesenheit des Geliebten ungedämpft widerhallen kann. Sie ist irrational, ortlos, bedeutet Kontrollverlust und trifft die Trauernden meist ohne Vorwarnung und Möglichkeit zur Abwehr.

Die Psychiaterin Elisabeth Kübler-Ross versuchte mit ihrer Theorie der Trauerphasen das Irrationale in ein System zu zwingen, um das Monströse der Trauer so auf eine Weise zu systematisieren, die sie begreif- und beherrschbar macht. Die Zeit heilt alle Wunden, leitet der Volksmund aus dieser Logik ab. Und ja, es liegt ein Trost in dieser Entmündigung. Man ist der Verantwortung zur Selbstheilung zumindest unmittelbar enthoben, so scheint es: Die Linderung des Leids kostet allein den Preis des Abwartens. Doch was, wenn Zeit selbst die Wunde ist?

Unvorstellbare 43 Jahre lang waren die Schriftsteller:innen Siri Hustvedt und Paul Auster ein Paar, bis jener 2024 an Lungenkrebs starb. In ihrem nun erschienenen Memoir „Ghost Stories“ zeichnet Hustvedt ein intimes Bild dieser Beziehung und beschreibt die tiefe Wunde, die Austers Tod in ihr Leben gerissen hat. Als Schriftstellerpaar verkörperten Auster und Hustvedt wie kaum ein anderes einen vom Aussterben bedrohten Typus des Ostküsten-Intellektuellen: Für amerikanische Verhältnisse unerhört links und continental, idealistisch und im ewigen Widerstand zur Barbarei, die im Gewand eines glühenden Anti-intellektualismus seit Langem zur polarisierten Kultur der Vereinigten Staaten gehört. Die New Yorker High-Society, die die beiden spätestens seit dem Erfolg von Austers New-York-Trilogie für sich vereinnahmen wollte, erinnerte Siri eher an „Balzac-Romane mit ihren kriecherischen Aufsteigertypen, hoch-näsigen Strippenziehern und nur wegen ihres Geldes geduldeten vulgären Idioten“. Vielleicht auch deswegen waren Auster und Hustvedt in Europa erfolgreicher als in den USA.

Hustvedt zeichnet ihre Ehe als innige Lebens-, Liebes- und Arbeitspartnerschaft, geprägt von einer besonderen geistigen und körperlichen Nähe, in der die Grenzen zwischen den Werken der beiden zusehends verschwammen, Sujets und



Das Schriftstellerpaar Siri Hustvedt und Paul Auster Foto: Eva Tedesjö/TT/Imago

Themen vom anderen aufgenommen und weiterentwickelt wurden. Die Zersplitterung von Identitätskonzepten in der Postmoderne ist eines davon, der Umgang mit Kontingenz und der „Musik des Zufalls“ als einzig verlässliche Konstante des Lebens ein anderes. Obwohl die publizistischen Auswüchse des Patriarchats Hustvedt stets auf die schöne Autorengattin reduzieren wollten, war nach beidseitigem Bekunden Hustvedt die eigentliche Intellektuelle, las poststrukturalistische Literaturtheorie mit derselben Neugier wie neurologische Fachliteratur. Anerkennung als Intellektueller erfuhren dennoch oft Auster: „Er hatte einen einzigen Essay von Lacan gelesen und nie ein Wort von Bachtin, und doch hatte ich zu hören bekommen und mehrmals gelesen, die beiden Denker nähmen eine bedeutende Stellung in der enormen Belesenheit meines Mannes ein.“

Wütend, aber ergänzt um eine weise Altersmilde, schildert sie diese Kämpfe um Anerkennung, die ihr Leben als Bruchlinien durchziehen. Siri Hustvedt als großgewachsene, scharfsinnige Woman-of-Letters verkörpert vieles, vor dem sich reaktionäre Männer fürchten. Am Ende sei jede Herabwürdigung auch Bestätigung der eigenen feministischen Politik gewesen, schreibt Hustvedt, die

neben Prosa, Gedichten und kulturtheoretischen Schriften auch mit naturwissenschaftlichen Essays in Erscheinung trat.

Ganz und gar nicht altersmilde reagiert Hustvedt hingegen auf die MAGA-Bewegung und Trump, der hier selten mit Namen, sondern meist als „45“ oder „47“ bezeichnet wird. Hustvedt nimmt kein Blatt vor den Mund: „In meiner kurzen Rede bei der Gedenkfeier für Paul habe ich meinen Vater zitiert: Wenn der

„Ghost Stories“ ist ein tieftrauriges, aber nie deprimierendes Buch

Faschismus nach Amerika kommt, werden sie ihn Amerikanismus nennen. Dann sagte ich: Er ist es [be-reits], und sie nennen ihn so.“

Auster und Hustvedt führten ein Leben zwischen den Seiten von Büchern. Auf 400 Seiten hat Hustvedt es nun kondensiert. Es ist ein berührendes, weil zutiefst aufrichtiges Buch, das keine Verstellung, keine Fassade kennt. Wenn sich wie bei Lewis Trauer wie Angst anfühlt, dann ist „Ghost Stories“ das Werk einer furchtlosen Schriftstellerin, denn statt sich der vermeintlichen

heilenden Wirkung der Zeit auszuliefern, kratzt sich Hustvedt immer wieder den eigenen Wundschorf ab, stößt durch Briefe, Zettel, Erinnerungen, liest Pauls Romane, seziiert das Gefühl der Abwesenheit ihres geliebten Partners, nicht auf der Suche nach neuen Wahrheiten, sondern nach Trost. Schreiben als Rückgewinnung der Kontrolle, die einem die Trauer entrissen hat: „Schreiben ist Handeln. Satz für Satz“, notiert sie.

Hustvedt wollte kein Tagebuch des Abgrunds schreiben, sondern einen „posthumen Dialog“ und eine Liebesgeschichte. Es ist ein Dialog mit ihrem jüngeren Selbst, mit Paul natürlich, aber auch mit einer Welt, in der Paul fehlt, in der es im Angesicht der aktuellen Weltlage kein tröstendes Gespräch mehr gibt, keine Möglichkeit, die Niedertracht und geistige Kapitulation der trumpfizierten Gesellschaft am Frühstückstisch im Zwiegespräch zurückzuschlagen.

Wie Joan Didion in ihrem „Jahr des magischen Denkens“ ertappt sich auch Hustvedt bei allerlei magischen Gedanken, um im Angesicht von Trauer und Schmerz nicht den Verstand zu verlieren: Als Geist wolle er wiederkommen, erklärte der noch lebende Auster, und tatsächlich spürt Hustvedt Pauls Anwesenheit, riecht den Geruch seiner Zigarillos, hört den sonoren Klang seiner Stimme als Phantomschmerz durch das nun leere Haus in Brooklyn hallen. Wo es den katholischen Lewis in seiner Verzweiflung noch zur Frage drängte: „Wo ist Gott?“, fragt sich Hustvedt immer wieder bloß: „Wo bist du? Ich ertappe mich dabei, diese Worte mit einem klagenden Seufzen laut zu sagen, wenn ich die Treppen im Haus hinauf- und hinuntergehe.“

„Ghost Stories“ ist ein tieftrauriges, aber nie deprimierendes Buch, ein literarisches Vergissmeinnicht voll aufrichtiger Liebe für und Sehnsucht nach einem Menschen und seinen Gedanken. Es ist tröstlich und ermutigend für Frauen, wie Siri den Kampf gegen die alten Mächte und den Sumpf männlichen Stumpfsinns nie aufzugeben. Es ist tröstlich und ermutigend für jeden, der trotz Trump, Merz und der allgemeinen Gedankenfeindlichkeit an die Möglichkeit eines intellektuellen Lebens zwischen Buchseiten glaubt. Sirs und Pauls Lebens- und Liebesgeschichte zeigt, dass das gute Leben auch jetzt noch möglich ist, wenn man gründlich denkt, wenn man gierig liest, wenn man sorgfältig schreibt, wenn man die, die man liebt, nicht verrät.

Anzeigen

Was wir von Weimar lernen können

Hamburger Edition

Neu gelesen: Texte aus 25 Jahren

Unser Magazin böll.thema wird 25 Jahre. Aus diesem Anlass haben wir uns alle Ausgaben noch einmal angeschaut und festgestellt, wie erstaunlich aktuell sie zum Teil geblieben sind. Gedanken, die uns heute bewegen, standen da längst auf dem Papier. Fragen, die uns damals umtrieben, sind heute drängender denn je. Eine Ausgabe, die zeigt, was bleibt – und was sich noch immer nicht erledigt hat.

Hier lesen: boell.de/thema

Besuchen Sie uns auf der Leipziger Buchmesse! Halle 2 Stand B403

HEINRICH BÖLL STIFTUNG
Schumannstr. 8, 10117 Berlin [@boellstiftung](https://www.boell.de) [boell.de](https://www.boell.de)

Niemand hat das Recht, nicht kritisiert zu werden

„Meinungsfreiheit“ heißt das neue Buch Ronen Steinke. Der Journalist und Jurist zeigt überzeugend, dass es in Deutschland zunehmend schlecht um sie bestellt ist

Von Ulrich Gutmair

Wir beobachten eine Tendenz zum Illiberalen. Streit wird gemieden, die Meinung anderer auszuhalten gilt zunehmend als Zumutung. Ronen Steinke's neues Buch trägt den schlichten Titel „Meinungsfreiheit“ und handelt davon, welche Rolle Justiz und Polizei bei dieser Entwicklung spielen. „Äußerungsdelikte“ sind Straftaten, die darin bestehen, Dinge zu sagen, die jemanden beleidigen, oder die, wie es bemerkenswert unpräzise heißt, dazu angehen, den „öffentlichen Frieden“ durch volksverhetzende oder blasphemische Rede, die Verharmlosung des Holocaust, Aufstachelung zur Gewalt oder falsche Tatsachenbehauptungen zu gefährden.

Die Chance, dass wegen einer öffentlichen Äußerung die Polizei vor der Tür steht oder ein Gericht einen Strafbefehl erteilt, ist heute deutlich höher als vor zehn Jahren. „Noch nie hat es hierzulande so viele Ermittlungen wegen bloßer Worte gegeben“, schreibt der Journalist, der auch Jurist ist. Die Zahl der Ermittlungen sei im vergangenen Jahrzehnt je nach Tatbestand um das Drei- bis Fünffache gestiegen. Bei dem historisch eher jungen Delikt der „öffentlichen Billigung von Straftaten“ habe sich die Zahl der Ermittlungen gar um das Hundertfache multipliziert, „von jährlich knapp 20 auf 2.000“.

Was ist das überhaupt, jene Meinung, die in Artikel 5 des Grundgesetzes als Menschenrecht geschützt wird? „Rassismus ist keine Meinung“, erklärt eine Kampagne von Amnesty International. „Antisemitismus ist keine Meinung“, behauptet der Präsident des Zentralrats der Juden. „Frauenhass ist keine Meinung“, schreibt die Präsidentin des Deutschen Juristinnenbundes. Steinke widerspricht und zitiert ein Urteil des Bundesverfassungsgerichts von 2018, um zu erklären, warum die hier vorgeschlagenen Negativdefinitionen von Meinung juristisch falsch sind. Denn eine Meinung ist eine Meinung, unabhängig davon, ob sie sich als „wahr oder unwahr“ herausstellt, egal, ob sie als „wertvoll oder wertlos, gefährlich oder harmlos“ bewertet wird. „Die freiheitliche Ordnung des Grundgesetzes setzt darauf, dass solchen Äußerungen, die für eine demokratische Öffentlichkeit schwer erträglich sein können, grundsätzlich nicht durch Verbote, sondern in der öffentlichen Auseinandersetzung entgegengetreten wird“, schrieben die Richter damals. Eine Grenze wird erst dann überschritten, „wenn Äußerungen in einen unfriedlichen Charakter umschlagen“, wenn gegen Strafgesetze verstoßen wird.

Wir haben es jedoch laut Steinke heute mit einer Rechtsprechung zu tun, die unter anderem wegen neuer oder verschärfter Paragrafen die Meinungsfreiheit auf eine Weise

einschränkt, die weder zielführend, noch eines liberalen Rechtsstaats würdig ist. Diese Entwicklung entsprang einem noblen Ansinnen: Man wollte verletzliche Gruppen besser gegen Hassrede in sozialen Medien schützen. Inzwischen aber

Müsste eine offene Gesellschaft ihre Strafjustiz nicht zurückpfeifen?

sei „der deutsche Strafverfolgungsapparat weit über dieses Ziel hinausgeschossen“, meint Steinke. The road to hell is paved with good intentions.

Steinke ist ein Liberaler durch und durch. Er formuliert ein wesentliches Prinzip der Meinungsfreiheit so: „Niemand hat das Recht, nicht kritisiert zu werden.“ Recht und Rechtsprechung sehen das oft anders. Sozialdemokrat Andy Grote, Innensenator von Hamburg, nannte das Verhalten von Leuten, die 2021 trotz des Corona-Lockdowns im Schanzenviertel feierten, auf Twitter „dämlich“ und „ignorant“. Einige Leute erinnerten Grote daraufhin daran, dass er zuvor selbst eine Party ausgerichtet hatte, die gegen die Coronaregeln verstieß – und das auch noch im geschlossenen Raum einer Bar. Ein Gas-

tronom kommentierte Grotes Verhalten auf Twitter mit den Worten: „Du bist so 1 Pimmel.“ Wenig später stand die Polizei vor der Tür des Grote-Kritikers. Hausdurchsuchung! Das Hamburger Landgericht entschied zwar später, dass diese nicht verhältnismäßig war. Weil sich der Bürger aber angeblich nicht inhaltlich mit dem Tweet Grotes auseinandergesetzt habe, habe er ihn nicht als „Pimmel“ beleidigen dürfen. Hat das Bundesverfassungsgericht 1995 nicht festgestellt, dass die Meinungsfreiheit „gerade aus dem besonderen Schutzbedürfnis der Machtkritik erwachsen“ sei?

Mittels vieler Beispiele bringt Steinke Licht in die Begründungen der Justiz und den autoritären Trend. Das Verteilen von Süßigkeiten nach dem Massenmord der Hamas vom 7. Oktober 2023 war verboten, weil niemand bei Mord, Totschlag oder anderen schweren Verbrechen öffentlich applaudieren darf, „sofern dadurch die Täter oder auch andere Zuhörer zu noch mehr Gewalt aufgestachelt werden könnten“, erklärt Steinke. Nicht verboten ist der Slogan „Stoppt den Genozid in Gaza“, weil unabhängig von der Frage, ob sich in Gaza wirklich ein Genozid ereigne, diese Worte dazu aufrufen, Gewalt einzustellen. Soweit, so nachvollziehbar.

Der ehemalige Entwicklungshilfeminister Dirk Niebel hatte kurz nach dem Beginn der Bombardierung Gazas auf Facebook geschrieben: „Ich finde ja, der

Gaststreifen gäbe einen super Parkplatz am Mittelmeer.“ Die Staatsanwaltschaft Berlin meinte, diese Äußerung bringe den „öffentlichen Frieden“ nicht in Gefahr. Ein Instagram-User, der meinte, das palästinensische Volk habe ein „legitimes Recht auf Widerstand mit allen notwendigen Mitteln“, bekam es dagegen mit dem Landgericht München I zu tun. Die Worte vom „legitimen Widerstand“, seien geeignet, „in der deutschen Bevölkerung ein Gefühl der Rechtsunsicherheit zu bewirken“.

Es fällt erstens auf, wie inkonsistent die Justiz in vergleichbaren Fällen oft argumentiert. Zweitens drängt sich der Verdacht auf, dass Politiker immer wieder mal mit recht krassen Aussagen durchkommen, bei Bürgern wegen weitaus weniger derber Sprüche aber Strafbefehle eingehen. Steinke stellt die berechnete Frage, „ob eine offene Gesellschaft ihre Strafjustiz nicht an etlichen Stellen dringend zurückpfeifen müsste“. Es brauche mehr Debatte, nicht weniger. Außerdem warnt er davor, wie leicht Rechtspopulisten an der Macht mittels Klagen aus diesem Bereich politische Gegner einschüchtern und verfolgen könnten.

Im Fall des besonders illiberalen Blasphemieparagrafen plädiert Steinke kurzerhand für Abschaffung. Das deutsche Recht weist Religionskritikern die Schuld zu, wenn Leute, die Kritik nicht aushalten, gewalttä-

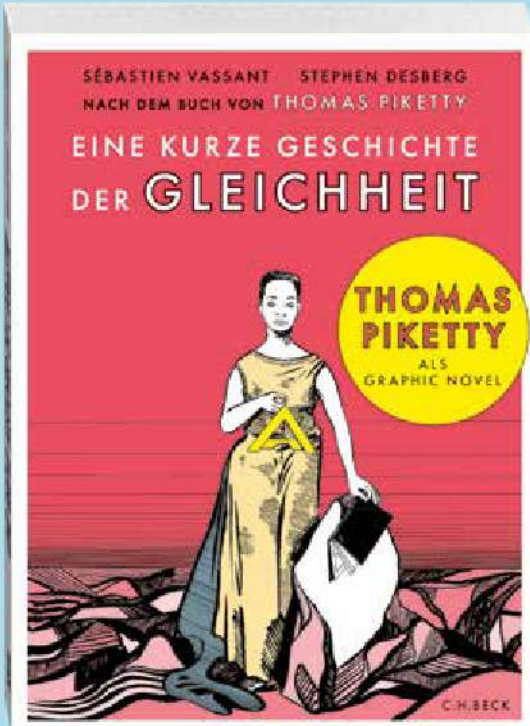
tig werden, erklärt Steinke, der diesen Gedanken für „grundfalsch“ hält. Als Ajatollah Khomeini alle Muslime aufrief, Salman Rushdie wegen dessen Roman „Satanische Verse“ zu töten, gab es Schriftstellerkollegen, die der Meinung waren, Rushdie hätte nicht so provozieren dürfen. Das deutsche Strafrecht sah und sieht das im Prinzip genauso. Als die taz damals Auszüge von Rushdies Roman veröffentlichte, musste sie mit Ermittlungen der Justiz rechnen, die sich dann allerdings nicht einschaltete. Steinke besteht zurecht darauf, dass religiöse Gefühle nicht mehr wert sind als andere.

In einer Zeit, in der autoritäres Denken quer durch die politischen Lager an Attraktivität gewinnt, ist „Meinungsfreiheit“ ein notwendiges Plädoyer für mehr Mut zu Widerspruch, Dissens und Streit – das wichtigste Buch dieses Frühlings.



Ronen Steinke: „Meinungsfreiheit. Wie Polizei und Justiz unser Grundrecht einschränken – und wie wir es verteidigen.“ Berlin Verlag, Berlin 2026, 304 Seiten, 24 Euro

«Grafisch humorvoll erzählt und inhaltlich fundiert ... witzig und smart. ... Preiswürdig!» Mathias Heller, NDR Kultur



96 Seiten | Durchgehend illustriert von Sébastien Vassant und Stephen Desberg | Aus dem Französischen von Stefan Lorenzer | Broschiert | € 22,- | ISBN 978-3-406-84588-1

Anzeige

C.H. BECK
www.chbeck.de

Der C.H. Beck Newsletter: Die Welt im Buch

chbeck.de/nz

Wenn einem hier die Wolke platzt

Sophia Merwald erzählt lyrisch flimmernd vom Leben in einer bedrohten Solidargemeinschaft

Von Sophia Zessnik

Zu Sperrgut erklärt zu werden, das ist die Angst, die über dem Lusthansa schwebt. Dem Ort, ein ehemaliges Frauenhaus auf Kummerfeld, droht nämlich der Abriss. Ausgerechnet hier, wo die Kristalloma eine Wiege für all jene geschaffen hat, denen die Geborgenheit anderswo abhandengekommen ist. Wo sich durch einen Alltag, Paprikasuppe und gemeinsame Fernsehabende eine heterogene Gemeinschaft aus FreundInnen und Familie formiert hat.

„Sperrgut“, das ist auch der Titel von Sophia Merwalds Debütroman. Für ihn hat die 1998 geborene und in München lebende Autorin 2025 bereits vor Veröffentlichung den Alfred-Döblin-Preis erhalten. Geschrieben hat Merwald den Text „für die Einsamen“.

Entstanden ist ein Roman über Solidarität und Gemeinschaft jenseits der normativen Strukturen, über Utopie und Widerstand gegen bürokratische Ordnungen. Unter Kristallomas Obhut entsteht hier ein neuer Entwurf des Zusammenlebens, fernab des Gewohntens: Da sind Stevie und ihre Freundin Maj, Stevies dementer Vater und dessen Frau Linde sowie Bruno, Kristallomas Partner. „Ich hatte noch nie ein Haus, eines, das einem uns gehörte“, heißt es aus Stevies Perspektive – eine Stimme, aus der heraus Merwald die Handlung vorantreibt.

Als emotionaler und erzählerischer Kern fungiert hierbei die Beziehung zwischen Stevie und Maj, die zärtlich, fast kindlich anmutet: „Wir strahlen in der Nacht so stark wie die Eiskugeln, die zwischen uns in Kaffee ertrinken, und der Vanillevollmond sagt mir, was ich schon weiß, Maj und ich sind glitzernde Verbündete.“ In einer herausfordernden wie solidarischen Umgebung ist es die Liebe zwischen den beiden jungen Frauen, aber auch ihr Auf und Ab, was den Roman lebendig hält.

Einen regelrechten Sog entwickelt Merwalds Debüt vor allem durch die ganz eigene Sprache, die ihm innewohnt. Eigenwillig lyrisch, flimmernd, mal märchenhaft verträumt, trägt sie auch dort, wo die Handlung ins Stocken gerät. Gleichsam real

wie surreal muten Merwalds Beschreibungen an und entführen in ganz eigene Gedankenwelten: „Die Wolken machen ein Colalachen, ziehen nicht vorüber, sondern stehen und prusten auf einen herab. Wenn einem hier eine Wolke platzt, heißt es Colaschaden.“ Auch das scheinbar Unbeschreibliche scheut die Autorin nicht, schreibt von Gewalt, die etwa Stevie in der Kindheit erlebte, von übergriffigen Männern und dem Tod, der „als Ort zwischen uns“ tritt.

„Das Lusthansa war zwischen ihre Körper und die ihrer Feinde getreten. Der Ort hielt ihre Körper, da, wo sie sein sollten. Der Ort war eine einzigartige Zeit, im Dazwischen tickend.“ Doch dieses „Dazwischen“ ist kein geschützter Zustand, sondern bietet bloß etwas Aufschub. Politisch wird der Text dort, wo die prekären Lebensumstände unübersehbar werden. Immer häufiger landen Briefe im Lusthansa, die Bruno zwar verbrennt, die den behördlichen Anspruch auf Kummerfeld aber zementieren. Der Staat will sich das Stück Land zurückholen, das nie als Zuhause gedacht war und gerade deshalb eines geworden ist.

In dieser Zuspitzung entfaltet „Sperrgut“ seine sozialkritische Schärfe: Merwald erzählt nicht nur von einer bedrohten Gemeinschaft, sondern verhandelt implizit Fragen nach Eigentum, Verdrängung und bezahlbarem Wohnen. Wem gehört Raum? Wer entscheidet, welche Form des Zusammenlebens legitim ist? Das Lusthansa mag aus Sperrgut errichtet sein, doch was hier auf dem Spiel steht, ist weit mehr als ein Gebäude. Es ist die Möglichkeit, in einer zunehmend regulierten Stadt einen Ort zu behaupten, der nicht nach Verwertbarkeit fragt, sondern nach Schutz



Sophia Merwald: „Sperrgut“. Ullstein Verlag, Berlin 2026, 304 Seiten, 22 Euro



Sachsen oder Saarland? „Sanditz“ könnte überall spielen Foto: Heritage Images/Imago

Er will alles

Lukas Rietzschel fängt in seinem neuen Roman Normalität im Jetzt und Damals ein. Den DDR-Alltag überzeichnet er allerdings

Von Ilko-Sascha Kowalczuk

Auf Seite 211 hatte mich der Autor ertappt: Die Zwillinge Herr und Frau Haufe leben mit Morle, einer schwarzen Katze, direkt neben dem Gemeindehaus in Sanditz, einem fiktiven Ort im Nirgendwo des Ostens. Beide lesen gern. Sie sind sich so ähnlich, dass sie etwa zur gleichen Zeit Pausen beim Lesen einlegen. Und doch unterscheidet sie etwas ganz Wesentliches. Herr Haufe habe „kein Problem damit, Bücher, die ihn nach zweihundertelf Seiten nicht überzeugten, wegzulegen“. Frau Haufe aber „quälte sich“ durch alle Bücher, die sie einmal angefangen hatte. Er warf ihr „deshalb mangelndes Urteilsvermögen vor. Sie hingegen sagte, er missachte Gottes Wirken, das sich im Talent eines Autors widerspiegle.“

Ich fühlte mich erwischt. Denn eigentlich bin ich vom Typ her so ein Herr Haufe. Ich gehe auch aus Theateraufführungen oder Kinofilmen raus, wenn mir das Gezeigte nicht zusagt. Und natürlich lege ich Bücher weg, wenn ich nicht reinkomme – dafür brauche ich meist keine zweihundertelf Seiten. Das neue Buch von Lukas Rietzschel musste ich freilich durchlesen – ich wollte ja etwas darüber schreiben. Und Frau Haufe erinnerte mich nun daran, dass der Autor Rietzschel ein großes kreatives Talent ist, dessen imposantes Werk bereits mit jungen Jahren – er ist Jahrgang 1994 – fast erschlagend ist. Rietzschel ist eine der wichtigsten Stimmen seiner Generation im öffentlichen Diskurs Deutschlands. Um so

gespannter war ich auf seinen neuen Roman.

Der spielt auf zwei Zeitebenen. Die eine handelt von den Jahren 2021/22. Es geht um Corona, um die Ukraine, um irgendwie fast alles andere auch. Es gibt einige Hauptpersonen und jede Menge Nebendarsteller mit einer Reihe Nebenschauplätzen. Die andere Ebene beginnt in den späten 1970er Jahren in der DDR-Provinz und zieht sich dann über 1983 und 1989 in die 1990er Jahre, bis beide Zeitebenen miteinander verschmelzen.

Der Roman beginnt großartig, ja grandios. Die ersten 70 Seiten handeln in der Fast-Gegenwart. Es plätschert vor sich hin, es passiert nicht übermäßig viel, die Figuren bleiben einigermaßen blass. Das liest sich wie der Beginn ganz großer Literatur. Denn der Roman mag zwar irgendwo im Osten spielen, das aber spielt gar keine Rolle. Denn die Langeweile, die Ängste, die Sorgen, die Freuden, die Probleme sind so leise und sensibel umkreist, dass es ganz und gar egal ist, wo genau die Handlung sich eigentlich trägt. Es könnte Sachsen ebenso wie das Saarland, die Ost- wie die Nordsee, das Mittelmeer wie der Atlantik, das Erzgebirge wie die Alpen sein. In meinem Kopf schwirrte immer wieder auch Didier Eribon umher.

Doch Lukas Rietzschel will mehr, um nicht zu sagen: alles. Es soll, wie der Verlag wirbt, der große Gesellschaftsroman von jetzt bis damals sein. Also beginnt die zweite Zeitebene, die in der DDR spielt. Zunächst war ich begeistert – hier wird wieder ein Leben entworfen,

das sich in einer langweiligen Normalität aalt, wie es für alle Gesellschaften üblich ist. Die Merkwürdigkeiten von 2021/22 haben ihre Vorgeschichte in einer Nichtigkeit, die sich immer und überall findet. Denn die meisten Menschen wollen nichts weiter als Ruhe, als in Ruhe gelassen werden, als Sicherheit, als Unaufälligkeit.

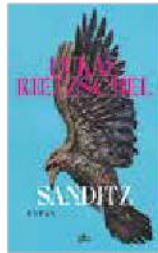
Das wird alles so langweilig dargestellt und daher so überzeugend, so stilistisch sicher, so unübersichtlich zugleich, wie das Leben eben ist. Ich dachte, o.k., ich habe es verstanden, was soll noch passieren.

Doch dann passierte es eben. In den „DDR-Teil“ kam nun alles rein, was für viele so außergewöhnlich erscheint und für viele so ganz und gar DDR-typisch ist, obwohl es das abgesehen von den Begriffen gar nicht ist. Also spielen auf einmal Stasi, Bibelschmuggel in die Sowjetunion, verbotene Reisen, enttäuschte Syrer in der DDR, die Auflösung der Stasi, die Revolution von 1989, die Vorbereitung auf die Verweigerung des Waffendienstes in der DDR, Homosexualität, außereheliche Schwangerschaften durch kirchliche Würdenträger und – ehrlich gesagt – noch viel mehr eine Rolle. Und das alles nun als das Außergewöhnliche im gewöhnlichen Leben dargestellt. Die Figuren werden dadurch nicht unbedingt konturierter. Zu ihrer Gewöhnlichkeit passt die angebliche Außergewöhnlichkeit der Umstände so gar nicht. Niemand ist unsympathisch, aber sie bleiben auch alle eigenartig blass. Diese DDR-Bilder sind zudem überwiegend ziemlich

ärgerlich, weil sie selbst gemessen an künstlerischen Freiheiten mit grotesken Übertreibungen, um nicht zu sagen: absurdem Unwissen daherkommen. So wird das Phänomen privat abgeschriebener Texte behandelt – verbotene Texte wurden abgetippt und weitergegeben. Hier aber gibt es in den 1980er Jahren Romanhelden, die auf diese Weise nicht nur Schriften von Biermann, Fuchs oder Havemann, sondern sogar Bücher von Kafka oder John Steinbeck abschreiben. Wozu? Warum? Das war doch verlegt worden, war einfach zu bekommen. Die Besetzung der Stasi-Kreisdienststelle wird als ein Massenaufstand inszeniert – schön wäre es gewesen. Ich könnte viele weitere Beispiele anführen, die nicht einmal künstlerisch überzeichnet überzeugen. Der Roman hätte diesen Quatsch nicht nötig gehabt. Dessen Subtilität bricht der Autor brachial mit Zeitungsüberreibungen auf.

Die Gegenwartskapitel kommen ohne solche Kontexte aus. Das ist äußerst wohltuend. Zwar geht es hier um Ost/West, aber so einfühlsam dargestellt, dass es im Kern um Stadt-Land-Probleme geht. Fast überall in Europa könnten sich diese Helden und Probleme so oder ähnlich entfalten. Das um so mehr, als die DDR-Herkunft in dieser Gemengelage kaum eine Rolle spielt. Auch das ist wohltuend und realistisch.

Der neue Roman von Lukas Rietzschel will sehr viel, greift dabei zu viel unterkomplex auf, schafft aber eines, weshalb das Buch mitten in den großen Debatten wurzelt: Es nimmt die Gegenwart ernst und malt sie als eine, die nicht nur hier, sondern überall stattfindet. Der Roman liefert keine Antworten, zum Glück, sondern schürft bei jenen Fragen, die fast alle umtreiben. Die DDR wiederum ist ein Herkunftsort, für den niemand etwas kann, der prägte, aber nicht einzigartig ist. Ein Roman gegen die grassierende Ostdeutschtümelei. Ich bin dann doch froh, ihn nicht aus der Hand gelegt zu haben.



Lukas Rietzschel: „Sanditz“. dtv Verlag, München 2026, 480 Seiten, 26 Euro

EDITION • LE MONDE diplomatique

EDITION • LE MONDE diplomatique
Südamerika
Koloniale Narben, radikale Gegenwart

Jetzt bestellen

In mehreren südamerikanischen Ländern stehen in diesem Jahr Wahlen an. Auch ohne die völkerrechtswidrigen Interventionen der USA – wie zuletzt in Venezuela – sind die politischen Aussichten düster. Viele Staaten des Kontinents werden bereits durch rechtsextreme Staatschefs und Verbündete der Trump-Administration regiert.

Mit Beiträgen u. a. von Ezequiel Adamovsky, Hélène Ferrarini, Manfred Kriener und Gabriela Wiener sowie neuen Karten und Infografiken von Adolf Buitenhuis

11 Euro, zzgl. Auslandsversand
96 Seiten, broschiert

shop@taz.de
monde-diplomatique.de/edition39

taz Verlags- und Vertriebs GmbH, Friedrichstr. 21, 10969 Berlin

Gangs von Schöneberg

Michael Wildenhain kratzt den Schorf von den Wunden der Geschichte: In seinem neuen Roman „Das Ende vom Lied“ erzählt er vom Heranwachsen im Westberlin der späten sechziger Jahre

Von Dirk Knipphals

Ein schrundiger Roman. Rau, voller Risse und Gerüche. Er passt sehr gut in unsere härter gewordene Zeit. Auch die Rückblicke könnten dann härter werden.

Der Schriftsteller Michael Wildenhain erzählt in seinem neuen Roman „Das Ende vom Lied“ vom Westberlin der späten sechziger Jahre, Belziger Straße, nicht weit weg vom Rathaus Schöneberg, auf dessen Balkon John F. Kennedy behauptete, ein „Bährliner“ zu sein. Wenn man nur die tragenden Elemente aufzählte, mit denen der 1958 geborene Autor hier operiert, würde das ein grundfalsches Bild von dem Buch vermitteln. Coming-of-Age, herumlungern der Jugendlichen auf Hinterhöfen und in Ruinen, überforderte Eltern, Literatur-Anspielungen (Tom Sawyer und Huckleberry Finn, Kafka, Jack London) sowie Film- und Popzitate, im Hintergrund die Ereignisse, Proteste und Aktionen rund um das Jahr 1968 – das alles ist ja längst gut eingeführt. Eine solche Aufzählung könnte den Eindruck vermitteln, man könnte sich beim Lesen gemütlich in Boomer-Erinnerungen einrichten.

Doch das kann man eben nicht. Denn dazu ist dieser Roman zu wild. Beim Lesen vermittelt er den Eindruck, er wolle den Schorf von den teilweise verheilten, teilweise auch schlicht vergessenen Wunden der Geschichte kratzen.

So stinkt es in dem beschriebenen Westberlin erbärmlich. Verwesende Hunde und Ratten liegen herum. Dass der 13-jährige Ich-Erzähler gern in der Badewanne liegt (mit Fichtennadelduft), charakterisiert seinen Aufstiegswillen; selbstverständlich ist Körperhygiene unter den Figuren keineswegs. Er stinkt auch aus den Mündern der Tresenbesatzung der einschlägigen Kneipen der Umgebung, die zum Beispiel „Narkosestübchen“ heißen – diesen Laden gab es tatsächlich, so wie es vieles andere auch gab und noch gibt, was Wildenhain beschreibt. Er ist in diesem damals proletarischen Teil Berlins aufgewachsen.

Wild ist aber auch das Erzählen selbst. Abgesehen von in einer anderen Schrift gesetzten eingefügten Episoden, die sich sachlich wie ein Polizeibericht lesen, gibt es einen Ich-Erzähler, doch seine Erzählstimme ist nicht einheitlich



Westberlin erscheint als abseitiger Ort, von dem aus sich ein Netz von Bezügen spannt: Jugendliche in den sechziger Jahren
Foto: Leonard Freed/Magnum/Ostkreuz

durchgehalten. Mal ist sie in das Geschehen direkt involviert, mal fasst sie aus einem Abstand heraus zusammen, umkreist dabei immer wieder dieselben Motive – gefangene Libellen im Glas, ein Sprung von einer Nordseedüne im Urlaub, der Blick der Mutter in den Spiegel, der Stumpf des Vaters, der in der Kriegsgefangenschaft einen Fuß verloren hat –, mal kramt sie auch in ihren Erinnerungen.

Die Ruine neben dem Friedhof am Lassenpark. Die Durchgänge zwischen den Häusern in den Kellern, die noch aus dem Zweiten Weltkrieg stammen, um bei Bombentreffern eventuell verschütteten Bewohnern Fluchtmöglichkeiten zu bieten. Das große Straßenbahndepot, in dem der Vater des Ich-Erzählers arbeitet, bis die Straßenbahnen in Westberlin abgeschafft werden. Als das kommt hier vor.

Dass Michael Wildenhain dabei einige erzählerische Tricks aufwenden muss, damit sein Erzähler immer am richtigen Ort sein kann – als unentdeckter Beobachter agiert er hinter Fenstern, mit Fernglas be-

waffnet, in einer entscheidenden Szene versteckt er sich in der Küchenkammer –, muss man nicht gegen das Buch auslegen. So real das Material ist, als Realismus sollte man das Geschehen nur im weiteren Sinn verstehen. Statt einen ru-

Die Traumata des Krieges sind in Westberlin länger sichtbar als in Westdeutschland

higen epischen Fluss herzustellen, funktioniert das in vielen kurzen Kapiteln erzählte Buch vielleicht eher wie das Gedächtnis selbst: In Sprüngen und Kreisen, mit grell ausgeleuchteten Details und einem Zusammenhang, den man sich beim Lesen manchmal erst erschließen muss, umkreist es das Jahr, in dem der Ich-Erzähler mit seiner Familie von Charlottenburg nach

Schöneberg zieht und schließlich aufs Gymnasium kommt, im Unterschied zu vielen seiner Freunde, die ohne weitergehende Perspektive bleiben.

Einmal wird Michael Scorseses Film „Gangs of New York“ zitiert. Solche Abschnitte verraten auch etwas über die Dramaturgie des Buches. So wie Scorsese in seinen Filmen das ganz konkrete Straßenleben von Manhattan zu einem weltwichtigen Schauplatz hochinszeniert und dabei eben nicht das Besondere im Allgemeinen aufhebt, sondern als Besonderes stehen lässt, so lässt auch Wildenhain viele Details einfach Zeitkolorit sein wie etwa die kettenrauchende Kinderärztin (kann man sich heutzutage auch nicht mehr vorstellen).

So erscheint das Westberlin des Jahres 1969 wie ein abseitiger Ort – von dem aus Michael Wildenhain allerdings ein dichtes Netz von Bezügen spannt, das sich erst nach und nach erschließt. Die Traumata des Krieges in den Köpfen und Körpern der Menschen sind hier länger sichtbar als in Westdeutschland, in Berlin

werden sie nicht vom Wirtschaftswunder überdeckt. In ihren rivalisierenden Banden – die unpolitischen Schläger rund um den Lassenpark, die politischen Jugendlichen rund um das Jugendzentrum Weiße Rose – spielen sie gewissermaßen die Zweiteilung der Welt in Ost und West nach.

Und in ihrem noch jugendlichen Begehren wiederholen der Erzähler, sein Schwarm Alina sowie sein schwieriger Kumpelfreund Dieter „Körschi“ Korschakowski etwas, was die Elterngeneration nicht gut hinbekommt: eine Beziehung zu dritt. Wobei sich der Roman im letzten Viertel vom Pubertätsroman mit allen Hormonschwankungen ganz allmählich zum Teil sogar in einen Familienroman wandelt. Irgendwann erzählen der Vater und die Mutter dann doch ihre Geschichte, während der Ich-Erzähler zugleich seine Vergangenheit hinter sich lässt, was gut melodramatisch nicht ohne Opfer abgeht.

Fun Fact am Rande: Die Mauer spielt in diesem Roman so gut wie keine Rolle.

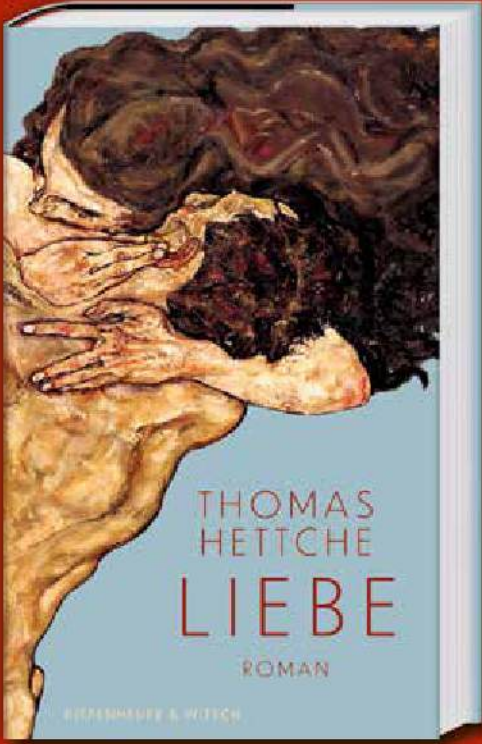


Michael Wildenhain: „Das Ende vom Lied“. Klett-Cotta, Stuttgart 2026, 410 Seiten, 26 Euro



LIEBE HAT KEINE ZEIT

Thomas Hettche taucht ein in das größte aller Gefühle. Zärtlich und voller Leidenschaft erzählt er von einer späten Liebe – nähert sich ihrem Wesen, ihrem Wunder und ihrem Abgrund.



SPIEGEL Bestseller-Autor

Gebunden € (D) 22,-

Kiepenheuer & Witsch

„Die Leerstelle ist nicht beschreibbar“

Judith Hermann hat die Spurensuche nach ihrem Großvater, der bei der Waffen-SS war, verschriftlicht. Stellen kann sie ihn nicht. Wie man über das Schweigen in der eigenen Familie schreibt, erzählt sie im Gespräch

Interview Julia Hubernagel

taz: Frau Hermann, Ihr neues Buch heißt „Ich möchte zurückgehen in der Zeit“. Sie möchten zurückgehen in der Zeit, um was zu tun?

Judith Hermann: Ich möchte zurückgehen in der Zeit, um Zeit aufzuheben. Es ist unmöglich, in der Zeit zurückzugehen, und die Vorstellung, es dennoch tun zu können, bedeutet, die Zeit dazu zu bringen, die Waffen zu strecken? Die Zeit ist unzugänglich, sie ist entweder Vergangenheit oder sie ist Zukunft. Zurückgehen in der Zeit hieße, sich die Zeit zugänglich zu machen, um Zusammenhänge herstellen zu können zwischen dem Heute und dem Damals.

taz: Ihr Buch kreist um Ihren Großvater mütterlicherseits, der bei der Waffen-SS gewesen ist, ein offenes Geheimnis in Ihrer Familie. Sie schreiben, dass er für Sie in einer Art Zwischenwelt lebt und fragen sich, ob Sie ihn erlösen, indem Sie über ihn nachdenken. Würden Sie das denn gern?

Hermann: Nein, ich würde ihn nicht erlösen wollen. Aber ich habe durchaus befürchtet, ihn unfreiwillig zu erlösen, schlicht, indem ich mir Gedanken über ihn mache. Ich wollte ihn nicht erlösen, sondern im Gegenteil hervorholen und ausliefern.

taz: Im Buch erzählen Sie von Ihrer Reise ins polnische Radom, in dem Ihr Großvater höchstwahrscheinlich an Massenmorden beteiligt war, dann von Ihrem Besuch bei Ihrer Schwester in Italien. Hätten Sie auch von anderem erzählen können, um über Ihren Großvater zu schreiben?

Hermann: Jedes Buch gelangt Satz für Satz an eine Weggabelung, an der sich die Dinge in diese oder jede Richtung entwickeln können. Jedes Buch entscheidet sich also Satz für Satz. Aber diese Entscheidung fälle nicht nur ich, die fällt auch der Text und tatsächlich entscheiden auch die Protagonisten dieses Textes. Fakt ist, dass das Buch

aus drei Teilen besteht und der erste ist durchaus autobiografisch. Der Weg zu meinem Großvater führte über das Schweigen meiner Mutter hin bis nach Radom. Ich konnte diesem Schweigen meiner Mutter nur an einem konkreten Ort nachgehen. Der Fortgang des Buches hat sich aus diesem autobiografischen Material ergeben – ich hätte von nichts anderem erzählen wollen. Nicht erzählen können.

taz: In Kritiken zu diesem Buch wurde Ihnen das „Literarisieren“ des Falls vorgeworfen, dass Sie kreisen würden um diese Leerstelle, die Ihr Großvater war, anstatt hineinzustechen. Aus welchem Impuls heraus haben Sie sich mit Ihrer Familiengeschichte beschäftigt, der nicht nur im Alterwerden Ihrer Mutter bestand, wie Sie eingangs des Buchs schreiben?

Hermann: In eine Leerstelle kann man nicht hineinstechen? Man stößt auf nichts, es ist nichts darin, was in Worte zu fassen wäre. Die Leerstelle ist nicht beschreibbar, sie ist im historischen Sinn unbeschreiblich. Ich glaube, Teil des Problems ist die Erwartung einer Aussage. Ich darf hier nicht persönlich sein, ich sollte etwas Übergeordnetes sagen. Ich kann aber nichts Übergeordnetes sagen, ich kann nur über dieses weiterhin offene, weiterhin schreckliche Geheimnis meiner Familie wiederholt nachdenken, und ich meine zu wissen, dass meine Motivation trotz allem richtig ist. Es ist kein Buch über eine historische, allumfassende Aufarbeitung. Es ist ein Buch über das Schweigen und den Umgang mit dem Schweigen in der Familie.

taz: Es ist ein Buch über das Schweigen, aber Sie drängen Ihre Familie auch nicht, das Schweigen zu brechen, zumindest schreiben Sie davon nicht.

Hermann: Ja, ich dränge meine Familie nicht. Ich nehme nicht an, dass es Sinn machen würde, sie zu drängen. Ich bin in diesem Buch pa-

radoxerweise auch eine Anwältin meiner Mutter. Meine Mutter hat ihren Vater verloren, als sie volljährig wurde, in den Jahren davor war er abwesend, ihre Eltern hatten sich getrennt. Meine Mutter hatte für eine Anklage ihrerseits nicht viel Gelegenheit gehabt, ich möchte das erwähnen, es gehört zu ihrem Umgang mit ihrem Vater dazu. Natürlich wäre ich innerhalb meiner Familie mit den Fragen zu meinem Großvater mehr als gern weniger allein. Ich werde nicht aufhören, das Gespräch mit den anderen zu suchen, das Buch ist Teil dieses Versuchs. Was sich daraus ergeben wird, findet dann außerhalb des Buchs statt. Danach.

taz: Niemand kann etwas dafür, wo, wann und von wem er geboren wird. Besteht die Verantwortung, seine eigene Herkunft in den Blick zu nehmen, darin, sie zu versuchen zu verstehen oder sie bloß offenzulegen?

Hermann: Offenlegen und Verstehen scheinen mir zwei verschiedene Schritte auf einem Weg zu sein. Sie haben eine Reihenfolge – offengelegt zu haben, dass mein Großvater an der Auflösung des Radomer Ghettos beteiligt gewesen ist, ist ein Anfang und heißt aber in keiner Weise, zu verstehen, dass er daran beteiligt gewesen ist. Aus diesem Anfang entwickeln sich unzählige Fragen. Zum Beispiel die Frage, wie es möglich gewesen ist, dass er nach dem Krieg in seine Familie zurückgekehrt ist, ein ganz normales Leben geführt hat, sozial eingegliedert gewesen ist. Die Suche nach einer Erklärung beginnt nach dem ersten Schritt, nach der Kenntlichmachung, der Offenlegung der Herkunft. Und für diese Offenlegung empfinde ich Verantwortung, ja.

taz: In meiner Vorstellung schreibt man im Bewältigen der Vergangenheit die Dinge von sich weg; man beschreibt sie, um sich von ihnen zu lösen. Bei Ihnen er-

folgt die Bewegung offenbar andersrum, Sie schreiben sich die Dinge heran, mehr Dinge hinzu.

Hermann: Ich schreibe Dinge auf, um sie aufzuheben, um sie zu bergen und dann in gewisser Weise abzuschließen. Aufschreiben macht Geschichten zu geschlossenen Fällen, zumindest für mich. Bei diesem Buch ist das tatsächlich andersherum. Es ist nicht das Ende der Begegnung und erst recht nicht das Ende der damit verbundenen Geschichte.

taz: Sie schreiben, dass das Buch scheitern muss, wenn Sie über Ihren Großvater, diese Leerstelle schreiben. Wer entscheidet eigentlich über das Scheitern; Sie oder die Leser:innen?

Hermann: Nun – ich sehe es so, dass das Buch auf eine Weise scheitern muss. An der Leerstelle in seinem Zentrum scheitern muss. Es ist also ein gescheiterter Text und dennoch – ein Text. Das Scheitern gehört zum Text dazu, es ist immanent. Die Alternative wäre gewesen, gar keinen Text zu schreiben. Ich habe diese Alternative nicht als richtig empfunden.

taz: Entsteht durch die Beschäftigung mit dem eigenen Leben eine andere Art von Verantwortlichkeit als beim Schreiben fiktionaler Texte? In Ihren Frankfurter Poetikvorlesungen nennen Sie ein eigentlich banales Beispiel, Sie schreiben, wie Sie ein Treppenhaus hochsteigen, ohne den Lichtschalter zu betätigen und schreiben weiter, dass Sie das in einer Erzählung einfach so stehen gelassen hätten und nicht begründet. Sie begründen es auch in der Vorlesung nicht, aber Sie weisen zumindest hin auf diese Konstruiertheit.

Hermann: An und für sich habe ich eine Verantwortung mir selbst gegenüber, dem Text gegenüber und eine für seine Figuren. Wenn ich also weiß, warum ich den Lichtschalter nicht betätige, ist das ausreichend, ich muss es aber explizit wissen, ich müsste es im Ernstfall

vor mir selber dezidiert begründen können, dann darf ich es als Stilmittel anwenden. Kann ich es nicht begründen, muss ich verzichten. In diesem Buch aber gibt es über diese Eigenart hinaus nun eine ganz andere, vielleicht eine neue Verantwortung, die ich noch nicht formulieren kann. Ich nehme an, dass sich das ändern wird.

taz: Ich lese aus den negativen Kritiken auch einen gewissen moralischen Anspruch heraus, dass aus der Spurensuche in der eigenen Familie mehr folgen müsste. Wobei diese Folgen meist persönlicher, menschlicher Art sind. An den Verhältnissen, dass der Wohlstand in diesem Land heute zu großen Teilen auf dem Nationalsozialismus fußt, auf Unternehmen, die von Enteignungen und dem Morden profitiert haben, ändert sich dadurch eher weniger. Sie schreiben im Buch, dass Sie „Die Unfähigkeit zu trauern“ von Alexander und Margarete Mitscherlich lesen. Laut den Autor:innen lenkten sich die Deutschen von der Aufarbeitung mit der NS-Zeit mit dem sogenannten Wirtschaftswunder ab.

Hermann: Nach Mitscherlich ist die Energie und die Kraft, die für Aufarbeitung gebraucht worden wäre, ins Wirtschaftswunder eingegangen, ja. Das ist eine ausgesprochen unheimliche Vorstellung für mich. Der moralische Anspruch mancher Kritiker ist in Ordnung, ich kann ihm nicht gerecht werden, und ich will ich ihm auch gar nicht gerecht werden. Dennoch scheint es so zu sein, dass es durch die unerfüllte Erwartung doch zu einer Auseinandersetzung gekommen ist, zu einer Kommunikation. Wie kann über den Nationalsozialismus in der dritten, in der vierten Generation nachgedacht werden, wie kann über ihn gesprochen, geschrieben werden? Ich habe den Eindruck, dass wir alle noch immer ganz am Anfang der sogenannten Aufarbeitung stehen.



Judith Hermann (geb. 1970) ist Schriftstellerin und erlangte mit ihrem Debüt, dem Erzählband „Sommerhaus, später“ (1998), großen Erfolg. Es folgten drei weitere Erzählbände, ihre Frankfurter Poetikvorlesungen und zwei Romane. Ihr letzter, „Daheim“, wurde 2021 für den Preis der Leipziger Buchmesse nominiert. Foto: Andreas Reiberg



Judith Hermann: „Ich möchte zurückgehen in der Zeit“. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2026. 160 Seiten, 23 Euro

Anzeige

Nussaiabah Younis
»Ein rasanter Roman mit reichlich Komik und brillanten Dialogen.«
Neue Zürcher Zeitung

Garry Disher
»Ein Kriminalroman der Extraklasse. Disher auf der Höhe seines Könnens.«
The Times

Farai Mudzingwa
»Ein kühnes, geistreiches und mutiges Debüt.«
Tendai Huchu

R. C. Sherriff
»Unwiderstehlich und gemütlich: Ein berührender, liebenswerter Roman.«
The Guardian

Elena Poniatowska
»Eintauchen in eine spannende Epoche der Kunst- und Zeitgeschichte.« *ntv*

Michael Crummey
»Eine packende Elegie des Verschwindens.« *BR*

Dacia Maraini
»Drei Frauen präsentiert sich als raffiniertes Kammerspiel.« *SRF*

Unionsverlag

Bitte ekeln Sie sich nicht



Dorota Masłowska: „Im Paradies“. Aus dem Polnischen von Olaf Kühl. Rowohlt Verlag, Berlin 2026, 160 Seiten, 24 Euro

Warum Olaf Kühl ausgerechnet den Zwi-schentitel „Im Paradies“ für die deut-sche Übersetzung der reigenartigen Er-zählung Dorota Masłowskas auswählte, wird wohl sein Geheimnis bleiben, er-schien der in seiner Erzählstruktur doch eher zerstückelte Roman 2024 in Polen unter dem Titel „Magiczna rana“ – „Ma-gische Wunde“.

Eine ungleich passendere Überschrift für diese surreal-sprachliche Vorhölle, in die die Musikerin und das Enfant Terrible der polnischen Literaturszene Masłowskas ihre Figuren entsendet. Während jugendliche Stiefsöhne sich im Klo runterspülen, Mütter sterben, Hotels einstürzen, Affären enden, Einkaufszen-tren und Real-Estate-Investments sich auf ehemaligen KZ-Grundstücken in die Höhe recken und minderjährige Cousi-nen gebumst werden, entsteht zwischen den grausamen, genauen und weitgefä-

cherten Worten der Autorin ein Sog, dem zu entkommen ähnlich unausweichlich unmöglich ist, wie den eingerissenen Fingernagel mit den Zähnen ganz ab-zuziehen, auch wenn Blut und sengen-der Schmerz schon lange vorher antizi-pierbar sind.

Alles ist krass und alles ist abge-stumpft, das ergibt schnell Sätze wie auf einem miesen Drogentrip. Doller geht nicht, der Mensch erträgt nur ein ge-wisses Maß an Eiter, Krieg und Sperma. Und so stolpert man über Geschichten über gebückte Existenzen, die sich ent-zweien, vereinen und auf sich selbst ver-weisen. Am Ende bleibt ein metallischer Geschmack im Mund und ein leicht ent-zündetes Hirn, doch „bitte ekeln Sie sich nicht, das ist eine magische Wunde. Sie wächst niemals zu, sie verheilt nicht. Das in ihr gebrannte Leid erneuert sich in einem fort, [...]“ *Hilka Dirks*



Hasan Kikić: „Die Provinz im Hinterland“. Aus dem Bosnischen von Naser Sečerović. Bahoe Books, Wien 2026, 200 Seiten, 22 Euro

Wie ein Naturereignis

Während die Zeitungen vermelden, dass die Kriegsbegeisterung auch das Hinterland erfasst hat, werfen die Sol-daten an der Front Patronen ins Wasser. In der Heimat wird gleichfalls sabotiert: Arselja, der jugendliche Kuhreiber, lässt irgendwann die Rinder los, die den Trup-pen der k. u. k. Monarchie als Nahrung dienen. „Wenn das Heer Hunger hat, ist es aus mit dem Krieg“, so meint er.

Doch das Heer hungert nicht, dafür trägt das Hinterland Sorge. Die bosnische Tiefebene Posavina gibt ihre Früchte her, die Frauen ihre Körper. Es ist eigentlich diese „Provinz im Hinterland“ selbst, die in dem gleichnamigen und nun erstmals auf Deutsch übersetzten Roman von Ha-san Kikić erzählt; spräche sie, sie ächzte. Die Kinder singen, wenn sie unter sich sind – „Kaiser Karl und Kaiserin Zita, wa-rum führt denn Krieg ihr beide, wenn ihr doch habt kein Getreide“ – und wei-

nen, als die Lehrerin vormacht, wie sie auf den Tod des Thronfolgers Franz Fer-dinands zu reagieren haben.

Der Erste Weltkrieg kommt über die Dörfer wie ein Naturereignis, ein Wol-kenbruch, der die Kühe auseinander-treibt und die hungrigen Treiber ohn-mächtig in die Gräben sinken lässt. Kikić’ Figuren, Kinder, Jugendliche, sind nur der Sprache der Unmittelbarkeit mächt-ig, sie leben von Tag zu Tag und von der Hand in den Mund. Die sinnlose Grausamkeit des Krieges verdeutlicht der 1905 geborene Autor dabei, ohne sich dem Schlachtfeld zu nähern, seine Abgründe sind die leeren Mägen der Dorfbewohner:innen. Dabei hat Kikić dies- und jenseits der Front die Schre-cken am eigenen Leib erfahren: während des Ersten Weltkriegs als Kind, während des Zweiten als Partisan, als der er 1942 hingerichtet wurde. *Julia Hubernagel*

Wut und Offenheit



Yasemin Toprak: „Die Tochter, die niemand wollte“. Ulrike Helmer Verlag, Sulzbach 2026, 160 Seiten, 18 Euro

Yasemin Topraks Memoir „Die Tochter, die niemand wollte“ gewährt einen schonungslosen Einblick in die Familie und die Welt, in der sie aufwuchs. Präzise und wie aus einer Außenperspektive be-schreibt sie patriarchale Strukturen und Heuchelei. Die Distanz spiegelt ihr Ge-fühl, nie richtig dazugehört zu haben.

Doch Toprak erzählt keine jener Be-freiungsgeschichten, welche die jesidi-sche Community pauschal als patriarchal und rückständig abstempeln. Sie ordnet ein: gesellschaftlich, politisch und historisch. Sie beschreibt ein Hei-ratssystem, das schützen sollte, erzählt von Mustern, die aus transgenerationalen Traumata entstanden. Und sie führt in den jesidischen Glauben ein: in Re-geln, Gebote, soziale Funktionen.

Toprak zeigt, wie sie versuchte, ins System zu passen, die Erwartungen ihrer Herkunftscommunity zu erfüllen und

daran scheiterte: Ein Podcast, in dem sie offen und persönlich über Sexuali-tät sprach, führte schließlich zum Bruch mit ihrer Familie. Anschaulich vermit-telt sie die Zerrissenheit zwischen kultu-rellen Erwartungen und feministischen Ansprüchen.

Ihre Geschichte entfaltet sich auf 160 Seiten: Knappe Kapitel, kurze, klare Sätze. Mit einer Menge Selbstironie und unbändiger feministischer Wut nimmt Toprak die Leser:innen mit auf ihre Reise „zwischen kulturellen Tabus, freier Sexualität und radikaler Offenheit“.

Die Geschichte ist fesselnd, trotz ei-niger sprachlicher Wiederholungen legt man das Buch kaum aus der Hand. Topraks Kritik macht eine Auseinander-setzung innerhalb der jesidischen Com-munity unvermeidlich. Wer verstehen und nicht verurteilen will, sollte dieses Memoir lesen. *Beritan Dik*



Christoph Ribbat: „In den Tag. Eine kurze Geschichte des Aufwachens“. Insel Verlag, Berlin 2026, 166 Seiten, 20 Euro

Sofort gibt's Krawall und Radau

Von wegen kühlen Kopf wahren. Wer morgens aufwacht, dessen Gehirn hat eine niedrigere Temperatur als normal, dadurch ist man kognitiv noch nicht ganz auf der Höhe. Um richtig denken zu können, muss erst die erforderliche Betriebstemperatur erreicht werden. Schlafrägheit nennt sich der Zustand, der einen leicht komatös ins Bad oder in die Küche schlurfen lässt, während man am liebsten noch einmal zurück ins Bett gehen würde. Bei manchen Menschen kann er für einige Stunden anhalten.

Der Amerikanist Christoph Ribbat schildert in seinem Buch „In den Tag“ das Aufwachen aus kultureller Pers-pektive. Kreative Menschen etwa wie die Schriftstellerin Toni Morrison fin-gen den Tag sehr früh mit Schreiben an, noch bevor ihre Kinder wach wa-ren. Ebenso lassen sich Träume, an die man sich nach dem Erwachen erinnert,

mitunter kreativ nutzen. Paul McCart-ney soll eines Nachts einen Song ge-träumt haben, der „Scrambled Eggs“ lau-tete und, von ihm aufgeschrieben, für ei-nige Zeit ein Entwurf blieb.

Heute steht frühes Aufstehen oft im Zeichen der Selbstoptimierung. Wer den Tag früher beginnt, gewinnt Zeit für Dinge wie Yoga. Weniger kreativitäts-als produktivitätsfördernd wirken hin-gegen die Anfang des 20. Jahrhunderts von der Firma Junghans fabrizierten We-cker mit Namen wie „Krawall“, „Radau“, „Terror“ oder „Störenfried“ – mit beson-ders lauten Glocken.

Ausgeruht und in einfach gehalte-nen Sätzen schildert Ribbat diese Phä-nomene, flaniert durch die Geschichte, die er anekdotisch verdichtet. Den Song aus McCartneys Traum spielten die Beat-les später unter anderem Titel ein. Er lau-tet „Yesterday“. *Tim Caspar Boehme*

Nicht das Ende des Lebens



Curtis Sittenfeld: „Mittelalte Frauen. Erzählungen“. Aus dem Englischen von Stefanie Jacobs. Dumont Verlag, Köln 2026, 352 Seiten, 25 Euro

Sie sind Managerinnen, Autorinnen, Pro-duzentinnen, Ehefrauen, Mütter – und vor allem Freundinnen. In 12 Geschich-ten lässt Curtis Sittenfeld, selbst 50 Jahre alt, „Mittelalte Frauen“ – so auch der Ti-tel – über ihr Leben reflektieren. Die Aus-löser sind immer andere: Jess sieht auf einer Party ihren Ehemann mit einer anderen Frau sprechen, in die er offen-sichtlich verliebt ist, und denkt: „Wenn du dein Glück verfolgst, dann will ich das vielleicht auch.“ Sie trennen sich, und Jess zieht zurück in ihre Heimat, um ih-ren Schwestern nahe zu sein. Die atheis-tische Filmproduzentin Heather will den Eheratgeber eines katholischen Priesters verfilmen und rettet damit ihre Ehe. Die bürgerliche, reflektierte Jill sieht sich mit ihrem eigenen Rassismus konfrontiert und versucht sich zu rehabilitieren, in-dem sie den Hund ihrer Schwarzen Nach-barin sucht.

Gekonnt lässt Sittenfeld literarisch eher unterbelichtete Themen wie Wech-seljahre und Mammographie-Untersu-chungen einfließen, ohne dass diese die Geschichten dominieren. Sittenfeld zeigt überzeugend, dass das „mittlere Al-ter“ nicht das Ende des Lebens einleitet und Neuanfänge möglich sind – inner-halb oder außerhalb des bisherigen Le-bensentwurfs. Und: „Mittelalte Frauen“ ist eine Hymne auf Freundschaften, die uns durchs Leben tragen.

Trotz der Vielfältigkeit der Geschich-ten eint die meisten, dass die Protago-nistinnen Teil der weißen Mittelschicht der USA sind und bürgerliche Leben füh-ren. Schwarze Menschen und FLINTA-Personen kommen nur in Nebenrollen vor, Arbeiter*innen oder Arbeitslose gar nicht. Was wohl schlicht daran liegt, dass sich die Autorin in diesem Milieu am besten auskennt. *Johanna Treblin*



Carla Hinrichs: „Meine verletzte Generation. Wie der Staat uns alle verrät“. Klett-Cotta, Berlin 2026, 272 Seiten, 18 Euro

Kriminalisierter Protest

Sie studierte Jura, wollte Richterin wer-den, ging bei Rot nicht über die Straße – wenig später saß sie auf der Anklage-bank, weil sie sich auf einer Straße fest-geklebt und Autos am Weiterfahren ge-hindert hat. Carla Hinrichs ist die be-kannteste Aktivistin der Gruppe „Letzte Generation“, die mit spektakulären Akti-onen von der Regierung wirksame Maß-nahmen gegen die Klimakrise eingefor-dert hat. In ihrem Buch „Meine verletzte Generation. Wie der Staat uns alle ver-rät“ beschreibt sie die Zeit, in der sie die Positionen der Aktivist:innen in der Öf-fentlichkeit vertreten hat.

„Die Letzte Generation hätte als Pro-testbewegung erfolgreicher nicht sein können“, schreibt Hinrichs. Angesichts der Defensive, in die Klimapolitik mitt-lerweile geraten ist, eine erstaunliche Sicht. Eine selbstkritische Auseinander-setzung mit den eigenen Protestformen

liefert Hinrichs leider nicht. Dabei ist die Frage, ob Aktionen der Letzten Genera-tion kontraproduktiv gewesen sind, weil sie Munition für die Hetze der Rechten geliefert haben, durchaus berechtigt.

Trotzdem ist das gut geschriebene Buch lesenswert. Carla Hinrichs zeich-net nach, mit welcher Wucht der Staat auf die Letzte Generation reagiert hat. Sogenannte präventive Verhaftungen, Hausdurchsuchungen mit gezogenen Waffen, Geld- und Gefängnisstrafen – unangemessen hart wird den Aktivis-t:innen begegnet, die sich als explizit ge-waltfrei verstehen und sich auch so ver-halten haben. Nach wie vor bedrohlich für Hinrichs und andere, die noch auf ihre Prozesse warten: die Einstufung der Letzten Generation als kriminelle Verei-nigung. Sollte die tatsächlich kommen, wird das Folgen für die gesamte Zivilge-sellschaft haben. *Anja Krüger*



OBJEKTE WIDERSPRECHEN

Museumsobjekte sind stumm. Doch was ge-schieht, wenn Schriftsteller*innen ihnen eine Stimme geben? In der von Priya Basil kura-tierten Reihe „Objekte widersprechen“ wäh-len internationale Autor*innen ein Objekt aus den Sammlungen des Ethnologischen Museums und des Museums für Asiatische Kunst im Berliner Humboldt Forum und nä-hern sich ihm literarisch an – durch Recher-che, Gespräche mit Restaurator*innen und Kurator*innen sowie entlang der Lücken, die jede Provenienz offenlässt. Priya Basil

bezeichnet diesen Ansatz als „Fabulogra-phy“: eine Praxis, die Fakten nicht ersetzt, und neue Beziehungen sichtbar macht. Die im Diaphanes Verlag erscheinenden Bände versammeln diese literarischen Annähe-rungen. Sie zeigen Objekte als offene Erzäh-räume – und laden dazu ein, ihre Geschichten neu zu lesen. Die Bücher sind im Humboldt Forum Shop und online erhältlich; Neu-erscheinungen werden von den Autor*innen im Gespräch mit Priya Basil öffentlich prä-sentiert.

Von Nina Müller

Sowohl beim Par- ken als auch beim Schreiben gilt: Angst vor dem to- ten Winkel hemmt. Schlimmstenfalls macht sie blind für alles Sicht- bare. Mit ihrem neuen Buch „Hummelhirn“ ist das der Au- torin und Musikerin Judith Holofernes teilweise passiert. Mehrmals äußert sie darin ihre Angst, dass „aus dem toten Win- kel, trotz aller Vorsicht irgend- jemand sauer auf mich sein“ könnte. Die Vorsicht gegenüber dem Textmaterial merkt man dem Roman an. Worum es darin geht, macht die Autorin gleich zu Beginn transparent: „Ich wünschte, ich hätte mich schon vorher gekannt. Also, bevor ich beschlossen habe, nett zu sein, meine ich. Wirklich sehr, sehr, sehr nett. So nett, dass ich mir das Genick gebrochen habe mit meinem Grinsen.“

Mit Genickbruch spielt Holo- fernes auf den jahrelangen Raubbau an ihren eigenen Kräf- ten an, den das Musikbusiness unverhohlen von der Sängerin einforderte. Ihr 2022 veröffent- liches Romandebüt „Träume anderer Leute“ gibt Auskunft über dessen tragische Folgen: eingeschränkte Motorik, Me- ningitis, angeschlagene Psyche und Stimmverlust.

Der Einstieg von „Hummel- hirn“ verspricht tiefbohrende Ursachenforschung und tat- sächlich schöpft die Autorin aus einem Reservoir unterschied- lichster Textsorten. Er kompi- liert Tagebucheinträge, Briefe an und von Judith Holofernes,



Die Autorin Judith Holofernes Foto: Hannelore Förster/imagio

Grinsend bricht das Genick

Judith Holofernes, Sängerin von Wir sind Helden, literarisiert in „Hummelhirn“ eine Spur zu behutsam die eigene Kindheit

Beschreibungen von Famili- enfotos, diverse Listen, kurze Erzählungen sowie Zitate aus Poesiealben, Schulzeugnissen und Songtexten. Anhand die- ser Quellen spannt Holofernes einen Bogen von ihrer Kindheit bis zu ihrem Erwachsenenleben als Musikerin der berühmten Band Wir sind Helden. Auf jene älteren Passagen blickt eine re- flektierende, um Zusammen- hang bemühte Erzählperspek- tive, die in der Entstehungszeit des Romans verankert ist. Der Großteil von „Hummelhirn“ er- zählt von Holofernes' Kindheit in Berlin und in Freiburg nach der frühen Trennung ihrer El- tern. Man erfährt einiges. Wann sie sich die Haare kurz schnitt.

Was sie alles verloren hat: Ran- zen, Schuhe, eine Ratte. Wann, wo und mit wem sie ihre erste Stephen-King-Verfilmung gese- hen hat. Dass sie alle Witze auf ihren Otto-Waalkes-Kassetten auswendig gelernt hat. Dass die Fahrt im rumpelnden Bus ihre sexuelle Erregung erwachen ließ. Man liest von ersten Par- tys. Von Freddie, Ulf, Mike, Timo. Und von vielem mehr! Schwer wiegt die Stoffmasse dieser au- tobiografischen Prosa, nur ver- flüchtigt sie sich allzu rasch.

Es gibt wunderbare Passa- gen im Buch. Etwa wenn Holo- fernes tragikomisch beschreibt, wie sie als Kind vorsorglich das Sterben übt, um sich mit dem Tod anzufreunden. Oder sie die

extensive Gefräßigkeit des Kapi- talismus anhand des Besitzes ei- ner einzigen Barbiepuppe spitz- findig exemplifiziert. Vor allem ihre Mutter Cornelia und das ge- meinsame Miteinander weiß Holofernes zu literarisieren. Hier gelingt die Poetisierung ih- rer Erinnerungen. Selten jedoch fungiert im Roman das Schrei- ben als Denkbewegung. Zu ad- ditiv die Montage der einzelnen Textpassagen, die bis auf wenige Ausnahmen kurzgehalten sind. Statt in die Tiefe geht Holofernes in die Breite. Es wird aufgezählt, angerissen, abgehandelt – Men- schen wie Themen (Essstörung, familiäre Verwicklung zum NS- Regime, Rassismus in Freiburg). Akribisch wird festgehalten, was

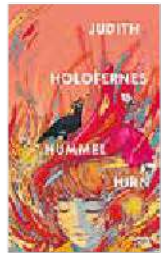
alles (nicht) nett ist oder wie die Eltern ihrer Klassenkamerad:in- nen und das Lehrpersonal über das damals junge Mädchen ge- urteilt haben.

Das Gleiche gilt für die einge- streuten Medleys, wie zum Bei- spiel dasjenige, in dem Holo- fernes versucht, ihre emotio- nale Verwirrung als Teenagerin im Rückblick einzufangen: „Mit Ulf ins Kino! (Ki-no!) / Ulf mag ich eh so! (Oh-oh!) / Ich war bei Mike (Flix Flax) / Nur für Phy- sik! (Knick Knack!)“. Und wenn gen Romanende originale Ta- gebucheinträge aus dem Jahr 1990 nahtlos aneinanderge- reiht werden, die inhaltlich wie auch sprachlich das Niveau ei- ner Bravo-Lovestory nicht über- schreiten, fragt man sich: Wo- rin besteht hier der ästhetische Mehrwert? Worin die Dring- lichkeit, über Liebeskummer als Teenagerin derart – wenig ernsthaft – zu schreiben?

Trotz der Fülle persönlicher Quellen, die Holofernes ins Textgefüge einspeist, fällt die Lektüre seltsam unberührt aus. Ihre Kindheit droht vorüberzu- fliegen wie die Landschaft wäh- rend einer Zugfahrt. Viel zu häu- fig poppt das Adverb „derweil“ auf, als Symptom für die stetige Quantifizierung biografischer Anekdoten. Wenig hilfreich die Erzählperspektive, mit der Holo- fernes auf ihr Aufwachsen zu- rückblickt. Zu oft wird die Pointe bevorzugt, kaum verdichtet und analysiert. Blinde Flecken deckt man auf diese Weise nicht auf. Liegt es an der erwähnten Angst? Oder verhebt sich der Roman an seiner zu Beginn formulierten Hypothese: wenn zu nett, dann Genickbruch?

Sich wie Holofernes aufs Individuum zu verlegen, un- terschlägt das strukturell Ge- machte jenes Dilemmas, un- ter dem sie als Sängerin litt: er- folgreich (dabei nett geblieben), aber kaputt. Schon als Teenage- rin den Wunsch zu hegen, be- rühmt werden zu wollen, ist le- gitim. Trotz großen Erfolgs nett zu sein zur Mitwelt, zugewandt und empathisch, sollte Stan- dard sein – kein persönlicher Makel. Vielmehr muss mit der vom Musikbusiness wirkmäch- tigen Definition von Erfolg ge- brochen werden, die besagt: Erfolg sei nur echt, wenn er ein Millionenpublikum generiert, Millionen einbringt und man millionenfach dafür blutet.

„Hummelhirn“ verrät, wie viel Anteil Holofernes' Eltern daran haben, dass die Künstle- rin ein warmherziger, mit kri- tischem Bewusstsein ausgestat- teter Mensch ist. Umso bitterer die Erkenntnis, dass man trotz- dem nicht davor gefeit ist, vom Kapitalismus geschluckt zu wer- den. Noch die resistenten Anla- gen des Subjekts versteht er ge- winnbringend zu integrieren. An diesem Kern schießt „Hum- melhirn“ allerdings vorbei.



Judith Holofernes: „Hummel- hirn“. Klepenheuer & Witsch, Köln 2026, 304 Seiten, 24 Euro

Anzeige

»Statistiken helfen nicht zu verstehen, was Armut mit Menschen macht. Deshalb erzähle ich meine Geschichte.«
Miriam Davoudvandi

btb

DAS KÖNNEN WIR UNS NICHT LEISTEN

Was es bedeutet, in Deutschland arm zu sein

MIRIAM DAVOUDVANDI

»Dieses Buch ist für alle, die in Victory-Schuhen statt Nikes rumgelaufen sind. Für alle, deren einzige Freizeitgestaltung Fuß- ball oder die Glotze war, weil für alles andere kein Geld da war. Für alle, die mehr als einmal ge- hört haben: Das können wir uns nicht leisten.«

»Eine Geschichte, die so viel Liebe enthält. Dieses Buch heilt Wunden.« Tahsim Durgun

Paperback • € 18,- (D) • Leseprobe unter btb-verlag.de

Schon immer Punk

Queere Ikonen seit 1750: Kuku Schrapnell erzählt in „Gender Punks“ Geschichten von transgeschlechtlichen Personen vergangener Jahrhunderte

Von Rosa Budde

Sie sind Soldaten in Ar- meen, Piraten auf ho- her See, Sexarbeiterin- nen in Bordellen, ade- lige Damen, Priesterinnen und Rebellenführer. Kuku Schrap- nells Protagonist:innen klingen wie Figuren aus einem Abenteuerroman. Dabei geht es in ihrem Buch „Gender Punks“ nicht um fiktive Held:innen und Böse- wichte, sondern um Menschen aus Fleisch, Blut und Schleim, die es wirklich mal gab. Oder zumindest so ähnlich.

Schrapnell begibt sich auf die Suche nach trans- und interge- schlechtlichen Personen in der Geschichte. Das ist nicht so ein- fach, weil die traditionelle Ge- schichtsschreibung nicht ge- spickt ist mit Persönlichkeiten, die sich von dem Geschlecht, dass ihnen bei der Geburt zu- geschrieben wurde, abwandten und sich neu erfanden. Häufig finden sich Spuren dieser histo- rischen Gender Punks, wie Schrapnell sie nennt, in Gerichts- oder Krankenakten oder in rei- ßerischen Presseberichten. Sie wurden aus der Perspektive von Normgesellschaften beschrie- ben, die sie oft noch verfolgten.

Die erzählerische Annähe- rung an die Biografien einiger gender-nonkonformer Perso- nen der westlichen Neuzeit ist selbst eher Punk als geschichts- wissenschaftlich akkurat. Dass man vielleicht nicht jedes Detail auf die Goldwaage legen kann, macht nichts, denn es sind al- lesamt gute Storys. Obwohl Schrapnell – die selbsternannte Rosamunde Pilcher des Queer- feminismus – manche Passa- gen mit einem Augenzwinkern erzählt und immer mal wieder ihre eigenen Kommentare ein-



Gut behütet: Lucy Hicks Anderson (1886–1954) Foto: Courtesy of the Museum of Ventura County

fließen lässt, nimmt sie ihre his- torischen Figuren doch immer ernst.

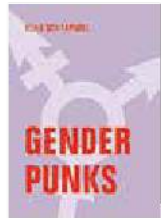
Auf 132 Seiten lässt Kuku Schrapnell den Blick vom 17. bis ins 20. Jahrhundert schwei- fen, schaut mal genauer hin, wo Spannendes passiert, mal demonstrativ weg, wo sich die zweigeschlechtlich organisierte patriarchale Gesellschaft gegen- über den Gender Punks zu häss- lich verhält. Sie begegnet dabei unter anderem Anastasius Lag- rantinus Rosenstengel im heu- tigen Thüringen, Romaine-la- Prophétesse im heutigen Haiti, Lucy Hicks Anderson in den USA und der Danshō Okiyo in Japan.

„Gender Punks“ berich- tet vom Aufbäumen gegen die herrschende Ordnung und von staatlicher Repression und ge- sellschaftlicher Ächtung. Trotz der massiven Gewalt, die mit den Geschichten von trans- und intergeschlechtlichen Personen verknüpft ist, ist das Buch eine ermutigende und witzige Lek- türe über die Kraft selbstbe- stimmten Lebens.

Immer wieder lässt die Au- tor:in in ihre Erzählungen auch

persönliche Überlegungen zur Transition einfließen. Sie geht auf die Frage ein, wie wir ver- gangene Zeiten mit Begriffen beschreiben können, die es da- mals noch nicht gab. Und plä- diert für einen Blick auf Eupho- rie statt auf Dysphorie, wenn wir heute über Transgeschlechtlich- keit sprechen.

Kuku Schrapnell schreibt kurzweilig und trotzdem deep, ritzig und einfühlsam – immer wieder sind die Geschichten durchzogen von (teils eitrigem) Schleim. Nicht nur um zu verste- hen, was es damit auf sich hat, sollte man dieses Buch lesen.



Kuku Schrapnell: „Gender Punks. Über trans Pionier*innen und die Kunst, widerständig zu leben“. Verbrecher Verlag, Berlin 2026, 136 Seiten, 16 Euro

Wer staunt, begeht den ersten Fehler

„Dieser Drang nach Härte“ von Eva von Redecker ist mehr als eine theoretische Abhandlung über den Faschismus. Das Buch verwebt Beobachtungen, Gespräche und philosophische Konzepte zu einer eindringlichen Gegenwartsanalyse

Von **Henriette Hufgard**



Sie behaupten, etwas zu verteidigen, was ihnen gar nicht gehört: „ihre“ Frauen, „ihr“ Land, „ihre“ Werte
Foto: Christian Jungeblodt

Wer plündert, wird erschossen.“ Eva von Redecker entdeckt diesen gnadenlosen Schriftzug beim Gang über einen Trödelmarkt auf einem Blechschild. Zum harmlosen Geschichtskolorit verklärt, wird das Überbleibsel aus der NS-Diktatur mit allerlei anderen zumindest fragwürdigen Memorabilien feilgeboten. Doch es ist weniger der Gegenstand als solcher, als vielmehr der Satz in seiner Essenz, von dem aus von Redecker in ihrem neuen Buch „Dieser Drang nach Härte“ ihre Überlegungen zum Faschismus entfaltet. Ihre These lautet: Faschist:innen behaupten, etwas vor vermeintlichen Plünderern zu verteidigen, was ihnen gar nicht gehört: „ihre“ Frauen, „ihr“ Land, „ihre“ Werte. Indem sie es verteidigen, machen sie all das erst zu ihrem Eigentum.

Doch was ist eigentlich Eigentum? Von Redecker erklärt es sehr plastisch: Eigentum entsteht durch zwei Schnitte. Der erste Schnitt stanzt wie eine Ausstechform etwas aus der Welt heraus. Land, Pflanzen, Tiere, sogar Menschen. Jetzt ist es verfügbar, beweglich und verkäuflich. Der zweite Schnitt teilt das Herausgelöste nochmals in zwei Teile: in das Wertvolle und das Wertlose. Eigentum ist nicht nur Ware, sondern immer auch Abfall. Besonders Emissionen, Plastik, Ewigkeitschemikalien oder Abwässer verschwinden jedoch schnell aus der Rechen-tabelle, während sie in der materiellen Welt teils sehr lang existieren. Der moderne Begriff von Eigentum beinhaltet noch etwas: das Recht auf Missbrauch und Zerstörung, das *ius abutendi*. Ich darf mein Haus anzünden, meinen Fluss vergiften, mein Pferd töten. „Meine“ Frau umbringen?

Das Buch ist eine Stopptaste. Es zwingt die Lesenden näher an Dinge, die man doch so gerne als das Undenkbare von sich weg-halten möchte: Kommt der Faschismus wirklich wieder? Ist er vielleicht schon da? Woran könnte man das überhaupt fest-machen? Daran, dass so viele Mitmenschen die AfD wählen, dass der Bundeskanzler von „diesem Problem im Stadtbild“ spricht, dass die EU ihre Grenzen mit äußerster Gewalt vor Flüchtenden versperrt? Wer hier ins schockierte Staunen verfällt, begeht laut von Redecker einen schwerwiegenden Fehler. Mit Walter Benjamin erinnert sie: „Das Staunen führt in die Irre, weil es – als Staunen – unter-stellt, dass das Geschehene un-

erwartet, unwahrscheinlich, eine Ausnahme ist.“ Im Staunen verweigern wir uns, ein Muster zu erkennen, das sich längst aus vielen Einzelfällen zusammensetzt. Wir schützen unseren Fortschritts-glauben und schmiegen uns an die bequeme Vorstellung, formel-hafte Erinnerungspolitik ge-nüge, um den Faschismus in die Vergangenheit zu bannen. Und hier nimmt von Redecker zwei wichtige Setzungen vor. Erstens, wenn „Faschismus“ durch seinen Bezug auf die Vergangen-heit enttarnt werden soll, läuft das Wort in Deutschland Gefahr, nutzlos zu werden: „Wir befin-den uns im Land der Täter. Ir-gendetwas findet man immer.“ Zweitens, „wenn wir nur wis-sen, dass etwas falsch ist, weil es dem NS vergleichbar ist, haben wir offenbar alle belastbaren Be-griffe von Recht und Gerechtig-keit in der Politik verloren.“ Die Suche nach einem Begriff des

„Alles zu hassen ist offenbar sehr viel leichter, als allem in seiner Besonderheit gerecht zu werden“

Eva von Redecker

Faschismus muss ihn als politi-sches Instrument begreifen. Er muss seine Schuldigkeit nicht nur der Vergangenheit bewei-sen, sondern ebenso der Gegen-wart und der Zukunft. Philosophisch wie poetisch stellt von Redecker unser Ver-ständnis von Zeit deshalb in mehrfacher Weise infrage. Denn Zeit ist mehr als ein historisches Maß oder eine physikalische Di-mension. Sie ist gelebter Bezug. Die Digitalisierung, die Privati-sierungen von Gemeingütern, die global immer größer wer-dende Schere zwischen Über-reichtum und absoluter Armut verändern diesen Bezug. Um das Gefühl, kaum noch eine Zukunft zu haben und dabei immer schneller aus der Ge-genwart vertrieben zu werden, zu beschreiben, leiht sich von Redecker den Begriff der „Un-zeit“ von Ernst Bloch. Die Un-zeit zeichnet sich durch eine be-klemmende Überforderung aus. Sie entsteht in einem Vakuum der zermürbenden Langeweile, in dem man zwischen den Hin-dernissen der Bürokratie den Überblick verliert und oft auch die Handlungsfähigkeit.

Raum für den Faschismus ent-steht in der durch Kapitalismus und Neoliberalismus zerfasern Zeit dann, wenn für einige Wenige selbst aus einer zerstört imaginierten Zukunft noch wirt-schaftliche Chancen geschla-gen werden können. Sei es, wenn Steuersenkungen für die Reichsten den Sozialstaat ero-dieren, Investor:innen das Recht auf Wohnraum zum Fraß vorge-worfen wird oder die Industriali-sierung der Landwirtschaft immer mehr Landwirt:innen in den Ruin treibt. Trotz Subventi-onen, weil auch diese nach Be-triebsgröße und nicht nach Be-darf vergeben werden. Die Sui-zidrate unter Landwirt:innen ist überdurchschnittlich hoch. In der Forschung wird das Phäno-men „death by despair“ genannt. Doch die Tödlichkeit des Ka-pitalismus greift viel weiter um sich: Sie wird vom Bedürf-nis derer befeuert, die ihre al-ten rassistischen und sexisti-schen Phantombesitzansprü-che über Menschen und Natur wiederherstellen möchten. Dis-kriminierte Gruppen wissen allzu schmerzlich darum, auch wenn sich die Form der Bedro-hung oft stark unterscheidet. Um diesen unterschiedlichen Gewaltformen gerecht zu wer-den, werden oft immer länger werdende Listen erstellt. Ras-sismus, Sexismus, Antisemitis-mus, Klassismus werden stetig ergänzt: „Homophobie, Ableis-mus, Transphobie“ – von Rede-cker sagt, sie habe wie viele ein Unbehagen beim Erstellen sol-cher Listen. Und doch beharrt sie auf der Mühsal der Verschie-denheit, denn: „Alles zu hassen ist offenbar sehr viel leichter, als allem in seiner Besonderheit ge-recht zu werden.“ In Rückbezug auf Adorno be-tont von Redecker, dass die Dia-lektik der Aufklärung mit Nach-druck auf der Austauschbarkeit der Juden und Jüdinnen als Op-fergruppe beharrt – nicht auf ihre Exklusivität. Sie verweist auch darauf, dass der Faschis-mus dem Kapitalismus und Neoliberalismus nicht per se in-newohnt. Beides schafft jedoch die Voraussetzungen dafür, dass er entstehen kann. Damit widerspricht sie der Sichtweise neoliberaler Wirtschaftswis-senschaftler wie Milton Fried-man oder Friedrich von Hayek. Diese deuteten Hitlers Macht-ergreifung maßgeblich als Pro-dukt der vorangegangenen Wirt-schaftskrise. Für alle, die sich in der Ein-leitung darüber gewundert ha-ben, wie ausgerechnet der Ei-gentumsbegriff die theoretische Hauptlast eines neu definierten „Faschismus“ tragen soll, ent-

faltet sich später im Buch eine schmerzhaft Klarheit: Wenn Zukunft zum Eigentum Weniger wird, maßen diese sich an, ihre Lust an der Zerstörung und Härte entfesselt auf die Welt los-zulassen. Sie machen damit die Sterblichkeit allen Lebens zum selbst verschuldeten Makel der Einzelnen. Ob dieses Phänomen der altbekannte Faschismus ist oder etwas Neues, ist letztlich zweitrangig. Begriffe erhalten ihre Berechtigung durch ihre Brauchbarkeit. Dieses Buch mäandert zwi-schen politischer Streitschrift,

theoretischer Verdichtung und poetischer Feinfühligkeit. Die Autorin vertraut nicht nur ihrer eigenen Stimme, sondern auch jenen anderer Denker:innen – Kritischen Theoretiker:innen, Abolitionist:innen, Klimawis-senschaftler:innen, Freun-d:innen. Mit großer Klarheit öffnet von Redecker einen Raum jenseits des Staunens, in dem unser Bedürfnis nach Ver-bundenheit und Verletzlichkeit in aller Ernsthaftigkeit gedacht werden kann – und eine Ant-wort auf die Härte unserer Ge-genwart aufscheint.



Eva von Redecker: „Dieser Drang nach Härte. Über den neuen Faschismus“. S. Fischer Verlag, Frankfurt/Main 2026, 272 Seiten, 24 Euro

Anzeige

Was, wenn der rechte Rand längst (mit)regiert?

Das neue Buch der Politikauflärerin und Nr. 1-SPIEGEL-Bestsellerautorin



»Sally Lisa Starken schreibt das Buch, das unsere Zeit braucht.«
Gilda Sahebi

336 Seiten · Paperback · € 18,- [D]

Sally Lisa Starken begibt sich auf eine investigative Reise durch Demo-kratien, die ins Wanken geraten sind: in die USA, nach Italien und nach Polen. Autoritäre Machtstrukturen festigen sich und beginnen in Sprache, Debatten und Strukturen ihre Wirkung zu entfalten, auch bei uns. Inwieweit können wir jetzt noch gegensteuern? Dieses Buch gibt Antworten und zieht Lehren aus Entwicklungen anderer Länder.

Leseprobe und mehr unter [heyne.de](https://www.heyne.de)

HEYNE

Der Weltgeist als Cyborg

In „Muskismus“ warnen Quinn Slobodian und Ben Tarnoff vor Elon Musks Bestreben, unser aller Bewusstsein zu kontrollieren

Von Hanno Rehlinger

So wie der „Fordismus“ das zwanzigste Jahrhundert bestimmte, könnte der „Muskismus“ über das einundzwanzigste herrschen. Das ist die beunruhigende These des neuen Buches von Quinn Slobodian und Ben Tarnoff. Darin analysieren sie eine Ära des Kapitalismus, in der auch der letzte Gegenspieler des freien Marktes endlich privatisiert ist: die staatliche Souveränität. Ein „Ratgeber für die Ratlosen“ will das Buch sein – und wie jeder gute Ratgeber zeigt es, dass wir die Antwort auf unsere Fragen bei uns selbst suchen müssen. Gegen die allgemeine Entwertung bestehen Slobodian und Tarnoff darauf, dass der „Muskismus“ aus genau der bürgerlichen Welt entstanden ist, die sich jetzt über ihn empört. So wird die technologische Utopie, in der sich politische Probleme in wissenschaftliche auflösen, vielen Leserinnen genauso vertraut sein wie die allgemeine Zuversicht in den freien Markt. Im ersten Teil schildern die Autoren Musks Aufstieg aus den Weißenvierteln des südafrikanischen Apartheitsregimes über die Anfänge des Internets und die Massenproduktion von Satelliten bis hin zum Tesla-Konzern. Mitunter scheint es, als hätten sich diese großen Veränderungen der letzten Jahrzehnte nur durch technischen Fortschritt und Unternehmerkraft durchgesetzt. Gegen diese Erzählung führen die Autoren immer wieder an, wie das Silicon Valley und insbesondere Musks eigene Unternehmungen vom Staat ermöglicht und gelenkt wurden. Es waren eben keine privaten Entrepreneure, die den „Muskismus“ vorantrieben, sondern genau die demokratisch legitimierten Institutionen, die er jetzt untergräbt. Im ersten

Teil des Buches wird die zunehmende Privatisierung als eine Geschichte der Selbstabschaffung des Staates erzählt. Der zweite Teil ist dem Cyborg gewidmet. Seit seiner Kindheit träume Musk von der Verschmelzung des Menschen mit der Maschine. Daraus erklären die Autoren auch den Rechtsruck und die Transfeindlichkeit des Milliardärs: Musk ängstige, dass durch Hormone und Operationen die Grenzen zwischen dem „Natürlichen“ und dem „Artifiziellen“ auf eine Weise eingerissen werden, die Herrschaft untergräbt. Er fürchtet sich – so die originelle These – vor seinem eigenen Traum. Damit dieser sich nicht in einen Albtraum verwandelt, arbeite Musk seit einigen Jahren an neuen Formen der Kontrolle. 2016 gründete er „Neuralink“, das an Gehirnimplantaten forscht, die es ermöglichen könnten, politische Gesinnung oder sexuelle Vorlieben von unseren Neuronen abzulesen. Dabei geht Musk davon aus, dass unser „mind“ – das man wohl besser mit dem hegelianischen Geist als mit Bewusstsein übersetzt hätte – bereits vollständig vernetzt ist. Es bräuhete gar keine Gehirnimplantate. Das Internet und die sozialen Medien formten längst nicht nur unsere Meinungen, sondern unsere gesamte Erfahrung: was wir lieben, woran wir glauben, worüber wir lachen. Musks größte Furcht sei, dass das so entstandene Netzwerk sich „infizieren“ könnte. Daher setzt er alles daran, den „woke mind virus“ auszumerzen. Dabei ginge es ihm nicht um die vielbeschworene individuelle Freiheit, sondern um eine Hegemonie im Geist. So drohen wir im „Muskismus“ nach der Souveränität des Staates zuletzt noch die Souveränität über uns selbst zu verlieren. Wer das Buch zuschlägt, muss sich fragen, ob wir sie kampfflos aufgeben wollen.

Für die Rechten im Land ist Michal Hvorecký zur Persona non grata geworden
Foto: Frank May/picture alliance



Quinn Slobodian, Ben Tarnoff: „Muskismus. Aufstieg und Herrschaft eines Technokings“. Suhrkamp Verlag, Berlin 2026, 281 Seiten, 22 Euro



Demolieren und demontieren

Der slowakische Autor Michal Hvorecký erzählt in „Dissident“ vom autoritären Staatsumbau unter Robert Fico. Und aus seiner bewegten und bewegenden Biografie

Von Jens Uthoff

Um in der Slowakei im Jahr 2026 zum Dissidenten zu werden, braucht es nicht viel. Der Journalist und Autor Michal Hvorecký weiß dies aus eigener Anschauung. Er ist eine Persona non grata für die Fico-Regierung und die Rechten im Lande, dazu reiche es aus, so schreibt er, „dass ich frei und prodemokratisch denke, dass ich meine kritische Meinung öffentlich äußere“. Im Netz ernte er dafür Hass: „Mal bin ich da ein Landesverräter, dann ein Ausländer, jedenfalls ein Nicht-Slowake, ein Drogensüchtiger, transgender oder intersexuell und am häufigsten – was auch sonst – ein Jude.“ Michal Hvorecký, Jahrgang 1976, zählt im Westen zu den bekanntesten Autor:innen aus der Slowakei, auf Deutsch sind nun bereits acht Bücher von ihm erschienen, seine Werke wurden in mehr als zehn Sprachen übersetzt. Hat er zuvor zum Teil dystopische Erzählungen veröffentlicht, handelt sein neues Buch „Dissident“ nun von einer wahr gewordenen Dystopie: In seiner vierten Amtszeit macht der slowakische Präsident Robert Fico vor, wie man eine Demokratie demoliert und demontiert, auch und gerade auf dem Feld der Kultur: die rechtspopulistische Kulturministerin Martina Šimkovičová setzt reihenweise missliebige Intendant:innen und Kulturmanager:innen ab. Hvoreckýs Buch ist eine Mischung aus Abrechnung, Aufschrei und Weckruf, er richtet den Blick auf die politischen Zustände in seinem Heimatland. Andererseits erzählt Hvorecký auch viel Biografisches, das eng mit der Geschichte der Tschechoslowakei und der Slowakei verbunden ist. Hvorecký schreibt über seine beiden Großväter, seinen Vater und seinen Onkel (dass es nur die Männer der Familie sind, passt dabei in die Epochen), er schreibt

aber auch über Sexualität und sexuellen Missbrauch zu Sowjetzeiten. Hvorecký selbst wird in den Achtzigern Opfer eines bekannten slowakischen Sexualstraftäters. Er wird von seinem Klassenlehrer Milan Maxián, einem angesehenen Mathematikprofessor, missbraucht, als er elf Jahre alt ist. Es ist beklemmend, wie Hvorecký dies schildert: „In diesem Alter kommt man nicht auf die Idee, dass Lehrer Jungs für gute Hausaufgaben nicht die Schenkel tätscheln, den Schoß berühren, Wangen und Lippen küssen“, schreibt er. Dass Maxián noch viele weitere Jungen sexuell belästigt haben soll, erfährt er später. Die Tat ordnet Hvorecký, wie alles andere Biografische auch, politisch ein. Er beklagt das Totschweigen sexueller Übergriffe in der Tschechoslowakei – und vergleicht die Vergangenheit mit der Gegenwart. „Die Kommunisten haben sich den menschlichen Körper und auch sein Sexualleben angeeignet, und heute wird dasselbe von religiösen Fundamentalisten versucht, die Schwule für genauso gefährlich halten wie Pädophile und diese Begriffe oft synonym verwenden“, erklärt er. Hvoreckýs Familiengeschichte würde Stoff für einen eigenen Roman über das totalitäre 20. Jahrhundert hergeben: Einer seiner Großväter ist ein beinhardter Kommunist, der „an einem totalitären politischen System mitbaute“, wie der Autor schreibt. Sein anderer Großvater ist Zipser Sachse, also

Angehöriger einer deutschsprachigen Minderheit in der Tschechoslowakei. Sein Vater ist ein bekannter Informatiker, gründet ein Computerzentrum in der Tschechoslowakei, er zählt zur digitalen Avantgarde im Ostblock und setzt sich 1989 für die Demokratisierung ein. Ebenso wie sein Onkel, ein in der Musikakademie tätiger Trompeter, der gefeuert wird, als er 1989 eine Petition mitunterzeichnet, die fordert, den Systemwechsel zu ermöglichen. Ausgehend von seiner Familiengeschichte führt Hvorecký die Leser:innen in die Slowakei von heute. Seine These ist, dass all die Zäsuren des Landes (1945, 1948, 1968, 1989) nie aufgearbeitet wurden und dass es Fico deshalb so leicht falle, die Geschichte so zu verdrehen, wie es gerade gebraucht wird. Dem autoritären Umbau in der Slowakei wird, verglichen mit Ungarn, vergleichsweise wenig Aufmerksamkeit zuteil. Dabei handelt es sich um ein EU-Land mit immerhin 5,5 Millionen Bürger:innen, die Achse Tschechien–Slowakei–Ungarn ist, für den Fall, dass Orbán im Amt bleibt, weiterhin zu fürchten. Wer sich dessen nicht gewahr ist, dass die Slowakei längst ein zweites Ungarn ist und vom Grad der gesellschaftlichen Verrohung auch mit den USA verglichen werden kann, der sollte dieses Buch lesen – und die richtigen Schlüsse daraus ziehen für die Landstriche, in denen es noch nicht zu spät ist. Michal Hvorecký: „Dissident“. Klett-Cotta, Stuttgart 2026, 160 Seiten, 18 Euro

Anzeige

WISSEN FÜR DEN WIDERSPRUCH

Ob Sexismus, Überreichtum und Ungleichheit oder Kolonialismus und Widerstand – unsere Publikationen bieten Argumente und fundierte Analysen, damit aus Haltung Handlungsfähigkeit werden kann.

Tanja Tabbara (Hrsg.)

HUNGER ALS WAFFE

Koloniales Erbe und Widerstand in Westasien und Nordafrika

Download und Bestellung unter: www.rosalux.de/publikation/id/54523

Diese und viele weitere Publikationen kostenfrei im Bestellportal unter www.bestellung.rosalux.de

Rosa-Luxemburg-Stiftung

UNGLEICHLAND

Grafiken und Fakten zu Deutschland

Download und Bestellung unter: www.rosalux.de/ungleichland

Anna Schiff

«KEIN GRUND, HYSTERISCH ZU WERDEN»

Mythen und Fakten zu Sexismus

Download und Bestellung unter: www.rosalux.de/publikation/id/54519

Rosa Luxemburg Stiftung

Lakikak heißt Ziegenmist

Ein Kind lernt skaten, ein Hund das Lesen und Mirza eine andere Sprache. Julie Flett, Enne Koens, Andreas Greve und Lena Winkel erzählen Geschichten von Neugier, Geduld und unbekannten Wörtern

Von Eva-Christina Meier

Haw êkwa!“ bedeutet in der Sprache der indigenen Cree Nordamerikas „Los geht’s!“. Das rufen sich auch die Kinder in Julie Fletts aktuell erschienenem Bilderbuch zu, bevor sie mutig auf ihre Rollbretter springen.

Inspiziert von Erinnerungen an die Kindheit ihres eigenen Sohnes erzählt die kanadische Autorin und Illustratorin in „Wieder da!“ von kleinen Lernschritten, denen große Veränderungen folgen. Fasziniert beobachtet das Kind in Fletts Bildgeschichte vom Fenster die vorbeisauenden Skater auf dem Gehweg, lauscht dem monoton kratzenden Sound ihrer Rollen auf dem Asphalt und stellt sich bald schon vor, wie es wäre, selbst auf dem Board dahinzugleiten. Doch wirklich los geht es für den Jungen erst, als die Mutter nach einem Besuch im Haus der Oma ihr altes Rollbrett mitbringt: „Haw êkwa!“

Die Autorin Julie Flett gehört zur kanadischen Cree-Community und stellt in ihren Bilderzählungen eine zeitgenössische Verbindung zu den Gewohnheiten, der Sprache und Kultur ihrer indigenen Vorfahren her.

Für ihre einprägsam flächigen Illustrationen verwendet Julie Flett einen Mix aus farbigen Collagen, Zeichnung und der Maltechnik Gouache. Die Figuren gestaltet sie zweidimensional mit klaren Konturen, denen sie einen freundlichen und offenen Ausdruck gibt. Ihre reduzierten Darstellungen wirken zugleich wie eine Hommage an das Werk Ezra Jack Keats (1916–1983). Für den Bilderbuchklassiker „The Snowy Day“ erhielt der New Yorker Autor und Illustrator 1963 die renommierte Caldecott Medaille für Kinderbuchliteratur. Es handelt von dem Schneeebene eines afroamerikanischen Jungen in Brooklyn.

Mit zurückhaltender Aufmerksamkeit für die Details und einem spannungsreichen Wechsel der Bildausschnitte begleitet Julie Flett in „Wieder da!“ das geduldige Üben des Jungen auf dem Skateboard. Erst sitzend, balancierend, dann schon stehend, auf dem Basketballplatz stürzend, wieder an der Hand der Tante und später allein auf dem Schulhof kurvend. Aus der Ich-Perspektive und in knappen Sätzen schildert der Junge die Fortschritte auf dem Weg zum Skatepark. „Aber als wir dort ankommen, krachen die Bretter über die Bahn wie ein tosender Wasserfall. Soll ich wirklich?“



Kinder aus der indigenen Cree-Community lernen Skaten in Julie Fletts „Wieder da!“
Abbildung: Julie Flett, Baobab Books

Überraschend schnell trifft er dort auf andere Jungen und Mädchen in seinem Alter. Gemeinsam finden sie den Mut, sich auf der Bahn auszuprobieren. Julie Flett beschreibt diesen Treffpunkt der Kinder und Jugendlichen als einen sympathischen Ort der Verbundenheit – ohne Konkurrenz oder Posertum. Mit ihnen in der Begeisterung und Bewegung vereint, findet der junge Erzähler hier bald neue Freunde. So erzählt dieses mitreißende Bilderbuch ganz unaufgeregt auch von der wachsenden Unabhängigkeit eines Kindes. Nach einem langen Nachmittag im Park grüßt der Junge nun im Vorbeirollen seine Mutter durchs das offene Fenster: „Pê-kiwêwin!“ – „Wieder da!“

Mirza spielt lieber Fußball. Doch in der Mannschaft der Jungen im Dorf findet der Zwölfjährige keinen Anschluss. Auch ihre Sprache, das Levarisch, versteht er nicht. In „Zuhause ist woanders“, dem Roman der niederländischen Schriftstellerin Enne Koens, landet der junge Erzähler nach einer tagelan-

gen Autofahrt mit dem Vater in dessen Heimatland und im Bergdorf der verstorbenen Großeltern. Die Gründe für ihre überstürzte Flucht dorthin erfährt Mirza aber erst mit der Zeit und ahnt bald, dass es kein schnelles Zurück in den vertrauten Alltag mit Lukas, seinem besten Freund, geben wird.

Beim täglichen Holzsammeln im Wald ritzt er jeden Tag seines unfreiwilligen Aufenthalts mit einem Taschenmesser in einen Baumstamm ein, während er in Gedanken mit Lukas seine verzweifelte Situation berät. Einfühlsam entwickelt die Autorin eine ungewöhnliche Erzählung, die auf umfassende Weise die Herausforderung von Migration sowie die Erfahrungen von Verlust, Einsamkeit und Neuanfang thematisiert.

Auch wenn man Mirzas ursprünglichen Wohnort in einer westeuropäischen Stadt vermuten mag und das Heimatdorf des Vaters möglicherweise im Balkan liegen könnte, gibt das Buch dazu keine konkreten Hinweise. Stattdessen bereichern allerhand fantastische Elemente die abenteuerliche

Handlung. So entdeckt Mirza auf einer seiner einsamen Wanderungen hinab ins Dorf ein völlig unbekanntes Tier, ein scheues „Slüwen“. Diesem Fantasiewesen genauso wie den Empfindungen und Erfahrungen des Neuankömmlings verleiht die Illustratorin Maartje Kuiper eine ganz eigentümliche Gestalt auf ihren Bildern. Die zarten Zeichnungen in Orange-, Braun- und Grautönen erweitern die Erzählung um eine weitere, atmosphärische Ebene.

Einen hilfreichen Rat bekommt Mirza in der Fremde wieder einmal im inneren Dialog mit Lukas: „Du musst lernen, dieses Land zu begreifen. Es wäre aber praktisch, wenn du Levarisch könntest.“ Wirkungsvoll hat Enne Koens für „Zuhause ist woanders“ eine eigene Sprache erfunden und im Anhang sogar ein Levarisches Wörterbuch angehängt. „Prinzip“ bedeutet Reißverschluss, „Lakikak“ heißt Ziegenmist und „Zopa“ ist Suppe.

Doch erst in der Freundschaft zu Selin findet Mirza den fehlenden Schlüssel, um in dem fremden Land ankommen zu können.

Das Mädchen weicht seinem Blick nicht aus wie die anderen Mitschüler im Dorf und sie ist ebenso begeistert vom Fußball wie er. An ihrer Seite gelingt es Mirza, die Regeln des Dorfes zu verstehen und er findet endlich Antworten auf Fragen, zu denen sein Vater schweigt. Gemeinsam verabreden sich die zwei Meskali-Kinder zu einer geheimnisvollen Mutprobe auf dem höchsten Berg.

Um neue Worte geht es auch in „Lass das Lesen, Leo!“, einer schwungvoll erzählten Comic-Geschichte mit Rollentausch. Leo ist ein ziemlich schlauer Hund, der sogar sprechen kann. Er und sein Halter sind ein gutes Gespann. Der ältere Herr (vielleicht das Alter Ego des Autors, Andreas Greve), von der Illustratorin Lena Winkel mit tierähnlichen Gesichtszügen gezeichnet, genießt an Leos Seite die ausgiebigen Spaziergänge durch den Wald und an den Strand – bis Leo eines Tages für sich das Lesen entdeckt.

Mit minimaler Hilfestellung seines Begleiters gelingt es dem Hund schon bald, jedes Schild auf ihrem Weg zu entziffern. Das verändert auch die Dynamik im Team. Denn nun will Leo nicht mehr in den Wald, sondern dorthin, wo es Schilder zum Lesen gibt, in Supermärkte oder die Fußgängerzone. Drei Tage hintereinander verbringen er und sein Herrchen am Bahnhof.

„Anschlussreisende. Fahrausweise. München, Stuttgart, Köln, Aachen, Emden, Leer.“ Während Leo begeistert liest, ist die Laune seines Begleiters im Keller. Nun muss sich der Mann etwas ausdenken.

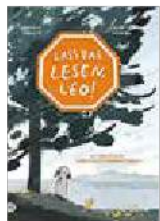
Mit feinem Humor inszeniert Lena Winkel das Verhältnis der Protagonisten und die subtilen Verschiebungen in ihrer Beziehung. Der Autor des Textes, Andreas Greve verstarb 2023.

In dynamisch ineinander übergehenden Szenen, ohne die Begrenzungen von Panels, entwickelt die Zeichnerin das Abenteuer dieser eindrücklichen Charaktere. In einer abwechslungsreichen Dramaturgie mischen sich ganzseitige Bilder mit bewegungsreichen Sequenzen ab, ebenso Sprechblasen mit kurzen Textpassagen.

Um seinen vierbeinigen Freund wieder zurück in den Wald zu locken, lässt sich der Mann so einiges einfallen. Trotzdem bleibt ihr Verhältnis zunächst angespannt, bis plötzlich am Strand ein neues Schild auftaucht. Nur gut, dass Leo lesen kann.



Enne Koens: „Zuhause ist woanders“. Mit Illustrationen von Maartje Kuiper. Aus dem Niederländischen von Andrea Kluitmann. Gerstenberg Verlag, Hildesheim 2026. 240 Seiten, 18 Euro. Ab 9 Jahren



Andreas Greve (Text) und Lena Winkel (Illustration): „Lass das Lesen, Leo! Ein Comic zum Selber- oder Garnichtlesen“. Kibitz Verlag, Hamburg 2026. 72 Seiten, 18 Euro. Ab 5 Jahren



Julie Flett: „Wieder da!“ Aus dem Englischen von Barbara Brennwald. Baobab Books, Basel 2026. 44 Seiten, 22 Euro. Ab 6 Jahren

Antje Damm, **Preisträgerin 2025 des Sonderpreises Gesamtwerk Illustration**, erzählt von ihrer Schildkröte Agathe, die schon seit vier Generationen zur Familie gehört.

Mit Comics, Zeichnungen, Familienfotos und vielen Infos über Griechische Landschildkröten.

72 Seiten, € 18,- [D] ISBN 978 3 89565 499 2 ab 6

Halle 3, Stand A 109
Leipziger Buchmesse

Moritz

Papierfrei lesen.

Mit den E-Readern von PocketBook.

- Blendfrei & augenschonend
- Wochenlange Akkulaufzeit
- Integrierter Buchshop
- Ausleihen in Bibliotheken über Onleihe und Libby

15% auf alle Geräte*
Code: TAZ15PB

pocketbook.de

Wir sind auf der Leipziger Buchmesse:
Halle 3.0 | Stand C105

Mitreisende im Hormonkarussell

Aus Rinah Langs persönlichem Frust und Wissensdurst wurde ein feministischer Comic über die Wechseljahre. Dass der jetzt in einem großen Verlag erscheint, hat auch mit dem Wandel der Branche zu tun. Ein Atelierbesuch

Von **Nina Apin**

Ein heller Vormittag in einem Berliner Gewerbehof. Am Eingang des KitKat-Clubs lassen Frühlingssonnenstrahlen eine hängende Diskokugel glitzern und mit ihr die Botschaft auf einer roten Tafel: „Life is a Circus“. Rinah Lang posiert für Fotos unter einer weißen Baldachinkonstruktion im Hof, auf ihrem lila Pulli glitzern die Worte „Peri Meno“. Am Wochenende geben hier die Clubbesucher:innen ihre zivile Garderobe ab, um sich im Partyoutfit in die für Fetischkultur bekannten Nächte zu stürzen. Zugleich ist der Hof auch Eingang zu Langs Ateliergemeinschaft im zweiten Stock.

Wenn das Leben ein Zirkus ist, dann ist die Menopause so etwas wie ein Hormonkarussell. Und die Comiczeichnerin Rinah Lang die Mitreisende, die mit Zeichenstift und wachem Blick die Reise begleitet: Ihr Comic „Peri Meno“, der vor Kurzem bei Carlsen erschienen ist, beleuchtet auf 175 in Pastelltönen kolorierten Seiten Glanz und Elend der weiblichen Lebensphase, die gemeinhin schlicht „die Wechseljahre“ genannt wird, tatsächlich aber mehrere Phasen umfasst: Von der von hormonellen Unregelmäßigkeiten geprägten Prämenopause ab Ende 30 über die lange Phase der oft von eindeutigen Symptomen begleiteten Perimenopause vor und kurz nach der letzten Regelblutung im Leben (Menopause) bis zur Postmenopause danach. Die Hormonumstellung kann insgesamt bis zu 15 Jahre dauern – eine lange Zeitspanne in einem Frauenleben; und eine, die erst in jüngster Zeit breitere Aufmerksamkeit erfährt.

Begonnen habe sie mit der Recherche aus Frust, erzählt Rinah Lang auf dem Sofa im Gemeinschaftsatelier, in dem insgesamt 17 Illustrator:innen, Künstler:innen und andere kreative Freischaffende arbeiten. Der Frust rührte daher, dass sie, als sie selbst Schlafstörungen, Herzrasen und depressionsartige Veränderungen an sich spürte, bei Ärztinnen, Freundinnen und Bekannten auf Ratlosigkeit stieß: War das einfach der übliche Wahnsinn in der sogenannten Rush Hour des Lebens oder waren es die Wechseljahre – und wie geht es eigentlich überhaupt weiter mit den Hormonen in der zweiten Lebenshälfte von Frauen? „Niemand konnte mir was Vernünftiges dazu sagen – als ob es sich um ein unbekanntes Phänomen handelte. Ich dachte: Wie kann es sein, dass es so wenig Wissen gibt über einen Vorgang, der alle Frauen in der Mitte ihres Lebens betrifft?“, erinnert sich Lang und kno-



„Ist das ein Symptom oder mein Charakter?“, fragt sich Rinah Lang nicht nur als Comicfigur Foto: Maria Sturm

tet das lange blondgesträhte Haar energisch zum Dutt zusammen.

Die freiberufliche Künstlerin und Mutter eines Teenager-Sohns recherchierte weiter. Aus dem persönlichen Interesse an ihrer eigenen „zweiten Pubertät“, wie die Wechseljahre auch gern scherzhaft genannt werden, erwuchs mit der Zeit ein feministisches Anliegen.

Lang ein Wendepunkt. Im Comic visualisiert sie die Liz’ popkulturelle Darstellung der Hormone Östrogen, Progesteron und Testosteron als „Drei Engel für Charlie“ und beschreibt mit viel Sinn für Komik, wie sie mit dem Buch im Gepäck und ihrer Forderung nach diesen fantastischen naturidentischen Hormonen bei ihrer Frauenärztin vorstellte; eine Szene, die

sen thematik immer mehr Raum ein, wie sie erzählt. Als dann die Ausschreibung für ein Comicstipendium in ihr Postfach flatterte, beschloss sie spontan, sich zu bewerben und verkroch sich für eine Woche im Atelier, um ein Probekapitel zu zeichnen: „Ich dachte: Ich habe doch eine Geschichte zu erzählen, das ist meine Chance!“

Dass ihr Debüt nun beim Branchenführer Carlsen erscheint, hat auch mit einer Öffnung des Comicmarkts für individuelle Zugänge jenseits der üblichen Konventionen zu tun: Nicht nur drängen seit geraumer Zeit mehr Zeichnerinnen auf den Markt – es arbeiten auch mehr Frauen in den Verlagen und erreichen mit ihren Themen ein zunehmend weibliches Lesepublikum. Dass im vergangenen Jahr erstmals mit Ulli Lusts Steinzeitgeschichte „Die Frau als Mensch“ eine Graphic Novel mit feministischem Anspruch den deutschen Sachbuchpreis gewann, hat sicher auch den Boden für das erste deutsche Menopausen-Comic-Buch in einem großen Verlag bereitet.

Rinah Lang versteht ihre eigene Coming-of-Age-Geschichte denn auch als dezidiert politischen Beitrag zu einer Debatte, die 2025 noch einmal deut-

lich an Fahrt aufgenommen hat: Flankiert von Prominenten wie Ildikó von Kürthy oder von kulturellen Bearbeitungen des Themas, etwa durch die US-Autorin Miranda July oder Podcasts wie „Meno an mich“, habe sich, gebündelt in der Social-Media-Kampagne #wirsindgmillionen, auch in Deutschland ein öffentlich sichtbarer Menopausen-Aktivismus entwickelt. Dessen Protagonist:innen fordern, dass Wissen über die Wechseljahre verpflichtender Bestandteil der Facharztausbildung werden muss. Und dass Gynäkolog:innen, die derzeit nicht einmal 18 Euro im Quartal für Beratungsgespräche mit einer Patientin abrechnen dürfen, weitaus mehr Zeit vergütet bekommen – schließlich ist das Zusammenspiel der Hormone eine komplexe Angelegenheit und von Frau zu Frau verschieden.

Begeistert erzählt Rinah Lang vom persönlichen Engagement der CSU-Politikerin Dorothee Bär, die einen Parlamentarischen Abend zur Menopause organisierte und das Thema in den schwarz-roten Koalitionsvertrag verhandelte. Vor allem Frauen aus der Union treiben aktuell die Forderung nach einer Menopausen-Strategie des Deutschen Bundestags voran,

die gesundheitliche, ökonomische und soziale Folgen der Menopause erforschen und in den Blick nehmen soll. „Es darf aber nicht länger am persönlichen Engagement Einzelner hängen, ob das Thema öffentlich wahrgenommen wird“, betont Lang. Deshalb will sie aus ihrem Comic nicht nur in Buchhandlungen lesen, sondern auch bei der Gleichstellungsbeauftragten in Bremen oder in Weissenfels.

Das Nachwort hat Mandy Mangler verfasst, die bekannte Gynäkologin, Autorin und Podcasterin. Darin nimmt sie auch Bezug auf einzelne Stimmen, die in letzter Zeit Missfallen über ein zu großes Aufhebens rund um die Wechseljahre äußerten: Indem man jedes Bauchziehen und jede Stimmungsschwankung problematisiere, pathologisiere man Frauen und ihre Körper und leiste den kommerziellen Interessen etwa von Pharmakonzernen Vorschub. Mangler kann solchen Argumenten nichts abgewinnen. Sie weist darauf hin, dass es gar nicht genug Aufklärung über die lang tabuisierten Wechseljahre geben kann – und weist auch auf die Kraft hin, die in dieser Lebensphase steckt. „Viele Frauen beschreiben sie als eine Phase der Klarheit, der Abgrenzung und inneren Stärke“, schreibt sie.

„Klarheit“ steht auch auf einer Postkarte in Rinah Langs Schreibtischregal. Für sich selbst habe sie diese in drei Jahren Arbeit am Comic zwar noch nicht ganz gewonnen. Kurz nach ihrem 51. Geburtstag stecke sie noch immer mitten in der Phase, die sie anschaulich im Comic mit Frage wie diesen beschreibt: „Ist das ein Symptom oder mein Charakter?“, oder: „Vielleicht hätte ich konsequent Traubensilberkerze nehmen sollen?“

Inhaltlich, sagt die Zeichnerin mit dem Menopausenpulli, seien ihre Positionen und Gedanken jedoch klar wie nie zuvor: Einmal in die Technik des comichaften Erzählens eingearbeitet, habe sie schon das nächste Projekt im Blick – über andere Aspekte dieser mittleren Lebenshälfte mit den vielen Namen, in der nicht nur die Hormone verrückt spielen, sondern sich auch berufliche und private Herausforderungen ballen.



Rinah Lang: „Peri Meno“. Carlsen Verlag, Hamburg 2026, 192 Seiten, 26 Euro

Besuchen Sie uns auf der Leipziger Buchmesse!

Halle 5 | G500
oder online auf
taz.de/buchmesse

Die Zeit war reif für Antworten. 2022 erschien das feministische Sachbuch „Die gereizte Frau“ von Miriam Stein, in der sie das Ausbleiben der Periode für politisch erklärte, und 2023 „Woman on Fire“ von der Gynäkologin Sheila de Liz. Dieser populärwissenschaftliche Ratgeber, der mit vielen Mythen rund um die Wechseljahre aufräumt und klar für eine Hormonelle Ersatztherapie (HET) plädiert, wurde ein Mega-Bestseller, die Lektüre war nicht nur für

sich in deutschen Frauenarztpraxen vielfach genau so abgespielt haben muss.

Im Rückblick findet Lang das Buch etwa einseitig. An ihrem Arbeitsplatz in der Ecke stapeln sich Skizzenblätter mit Pflanzen – die Vorarbeit an einem Kinderbuch über Mimikry im Tierreich. Eigentlich ist Rinah Lang Illustratorin. Doch seit dem Aufkommen von KI wird die Auftragslage merklich dünner; zudem nahm ihre Beschäftigung mit der Menopau-

taz lab 2026

Jetzt mal 25. April

TACHELES

liebevoll & rabiat

Jetzt Ticket sichern!

Der große taz-Kongress in Berlin-Kreuzberg, analog und digital

Am 25. April im und ums taz-Haus – und im Livestream.
Danach ein Jahr lang exklusiv in der Mediathek.

tazlab.de/tickets

Vor Ort und digital ab 25 Euro
Rein digital schon ab 20 Euro